

487040

Wald

Zeitschrift für die Kultur
der Ostdeutschen

JAHRG. III, NR. 12 / II. MÄRZ-HEFT 1921

BCU Cluj / Central University Library Cluj

INHALT:

ST. V. HANNENHEIM

DER AUFSTIEG. ROMAN

DR. A. SCHEINER

HERMANNSTÄDTER MUNDART

FRANZ XAVER KAPPUS

IM SPIEGEL

HERMANN KLÖSS

NEUE LIEDER

POLITIK UND VOLKSWIRTSCHAFT / KULTURFRAGEN

LITERATUR / BILDENDE KUNST

ZEITUNGEN UND ZEITSCHRIFTEN

MITTEILUNGEN DER SCHRIFTFÜHRUNG

KUNSTBEILAGEN: ANNA DÖRSCHLAG: ZWEI LITHOGRAPHIEN.

BEI W. KRAFFT HERMANNSTADT

herausgegeben von der Modernen Bucherei

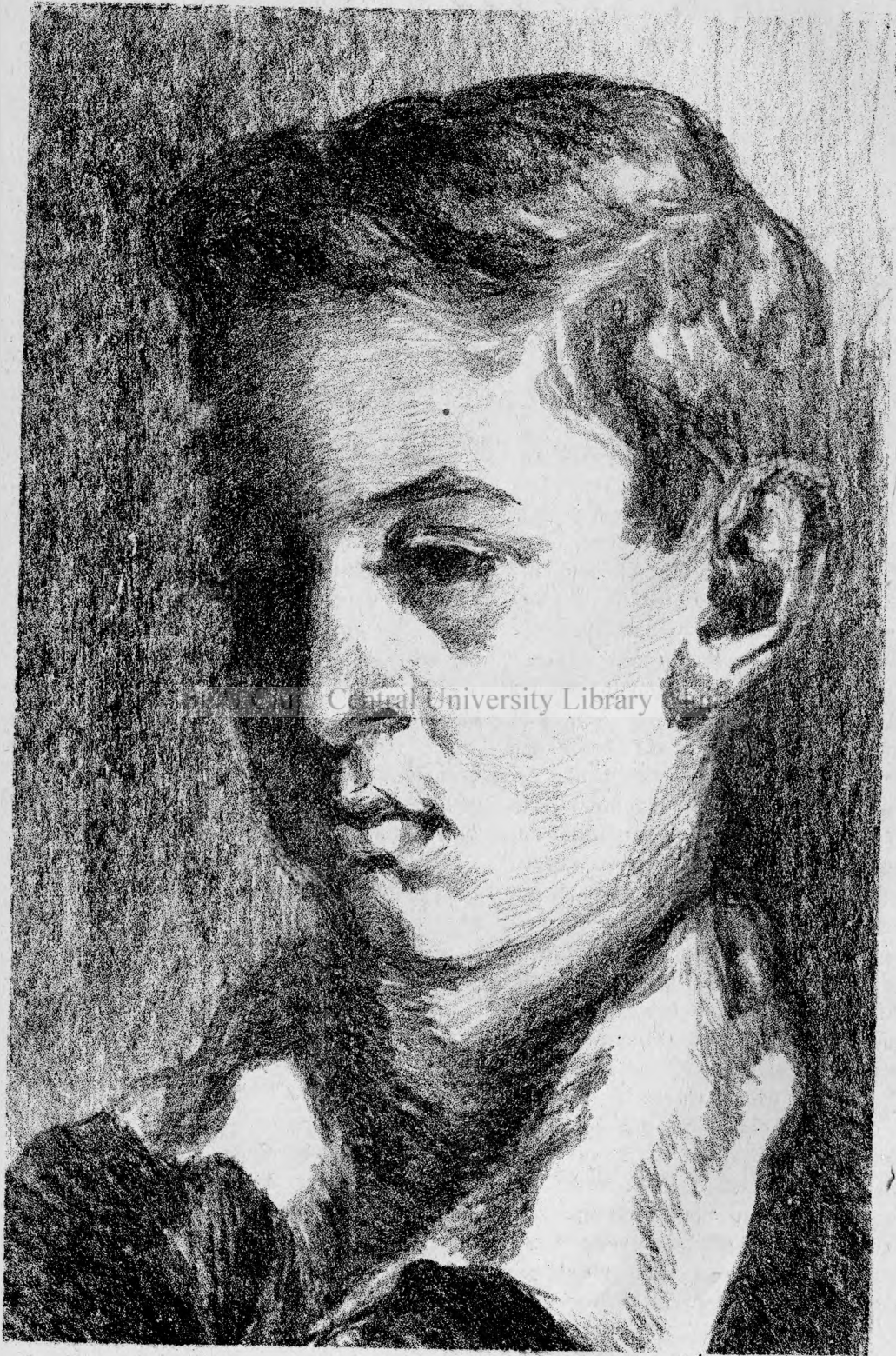
„Ostland“

Zeitschrift für
die Kultur der
Ostdeutschen



Herausgegeben von der:
Modernen Bücherei
Geleitet von Dr. R. Csafi

„Ostland“ erscheint monatl. zweimal
und ist zu beziehen durch
alle Buchhandlungen, Zeitungsverleiher und
durch den Verlag W. Krafft in Hermannstadt
Preis: Dauerbezug L 4.50, Einzelverkauf L 5



Jorge and Lithogonics

Anna Korschling

Ostland

Zeitschrift für die Kultur der Ostdeutschen

Jahrgang III, Nr. 12 — Zweites Märzheft — 1921

Der Aufstieg

Roman von St. v. Hannenheim

XXII. (Fortsetzung.)

Im Vorzimmer des Redakteurs ließ sich die Türklingel vernehmen, kurz und eindringlich. Runz erkannte sofort Maud hinter dem Mechanismus der Glocke: waren nicht Knappheit und Bestimmtheit — neben dem unbestimmten Zauber — zwei ihrer wesentlichen Züge?

Er erhob sich vom Lehnstuhl des Arbeitszimmers. Dabei warf er einen Blick auf ein Stück Papier. Es mußte ihm offenbar schwer fallen, sich davon zu trennen und sei es noch für so kurze Zeit.

Maud trug eine lebhaft leuchtende Bluse, auf die eine Künstlerfrawatte herunterfiel. Runz, noch in seine Arbeit versunken, sah unter dem Eindruck vergrößerter Gebilde seiner Vorstellung eine vergrößerte Wirklichkeit vor sich. Er nahm Maud den Hut ab und bemerkte erst jetzt, daß ihre Augen und Wangen etwas gerötet waren.

— Sie haben geweint? fragte er.

— Das nicht. Es gab bloß Unstimmigkeiten zu Hause mit Tante. Alles mißfällt ihr an mir, seit sie weiß, daß sie mich endgiltig verlieren muß, oder vielmehr, daß sie mich schon verloren hat. Es ist unerträglich zu Hause, ebenso unerträglich wie auf der Straße unter den Menschen.

Sie setzten sich im Arbeitszimmer in die Lehnstühle um den runden Tisch.

— Nun, fuhr Maud fort, für den Augenblick bin ich froh, daß ich in einem Hause von vorurteillosen Menschen einen Schlupfwinkel finden konnte... Hier verspüre ich einen Vorgesmack meiner baldigen Freiheit.

— Sagen Sie doch: hier fühle ich mich ein wenig zu Hause.

— Wenn es Ihnen Spaß macht, kann ich sogar sagen: hier fühle ich mich wohler als zu Hause... Wo ist aber Ihre Frau?

— Es hat Unstimmigkeiten gegeben, auch hier... Und auf das hin ist Walda fort...

— Sie wird aber gleich wieder kommen.

Er antwortete erst nicht. Schließlich sagte er:

— Sie ist verreist... auf unbestimmte Zeit... Habe ich es Ihnen nicht schon gesagt?

— Mit keiner Silbe.

— Dann tue ich es jetzt, weil Sie es ja schließlich doch erfahren müssen... Aber bleiben Sie Maud, auf meine Verantwortung. Was kümmert uns die Konvention, wenn Lebensinteressen auf dem Spiele stehen.

— Warum ist Walda fortgefahren, auf unbestimmte Zeit?

— Aus verschiedenen Gründen natürlich. Auch Ihre wegen, Maud. Ich will damit sagen, daß Sie der letzte Anstoß dazu gewesen sind. Walda war eifersüchtig auf Sie, wie sie es bisher auf meine Arbeit gewesen ist, eifersüchtig ohne rechten Grund und wie man es so oft bei Frauen findet: eifersüchtig ohne Liebe...

— Sie müssen Ihre Frau zurückrufen, entgegnete Maud mit Bestimmtheit. Das ist absolute Notwendigkeit. Ich helfe Ihnen dabei, wenn Sie es haben wollen ..

Schon im nächsten Augenblicke sprach sie, zuerst unbestimmt, dann direkter vom Egoismus des Mannes, wie wenn die Angelegenheit des Hauses Runz ihre eigene wäre oder wie wenn sie sich berufen fühlte, für alle gekränkten Frauen einzutreten. Sie konnte schließlich nur Persönliches im Auge haben. Da aber der wahre Gegenstand ihrer Ungehaltenheit abwesend war, trafen ihre Worte, die als allgemein und parteilos gelten wollten, rächend und strafend den Redakteur.

— Es ist Fahnenflucht! rief sie aus, wenn unter Gleichgesinnten der eine Seil den anderen im Stiche läßt.

Da glaubte Runz sich verteidigen zu müssen.

— Ich leide unter der Situation sicher mehr als Walda und mehr als Sie mir zutrauen werden, Maud. Es hat zwischen ihr und mir soviel Gemeinsames gegeben, Freude und besonderes Leid, daß nichts auf der Welt uns innerlich vollkommen von einander trennen kann. Ich empfinde das am schmerzlichsten, wenn äußerliche Schranken uns von einander trennen. Dann kommt noch hinzu, daß all die von mir begangenen Fehler mich dann am meisten quälen, wenn alles Kleinliche, Häßliche verwischt

ist, wenn bloß die große Lintie gleich einem glühenden Reifen vor meinen Augen brennt... Ich erschauere im Innersten bei der Erinnerung daran, so oft ich vor dem höchsten Richter stehe, der ich selber für mich bin... Und trotz alledem...

— Trotz alledem?...

— Wenn Walda zurückkehren würde, solange die häßlichen Töne der letzten Tage noch nicht ganz verklungen sind, solange sie in Ihnen noch immer eine Rivalin sehen will, solange mich die neue Arbeit fesselt, die andere Rivalin, die gefährlichere, muß ich sagen, und solange diese...

Maud fiel rasch ein:

— Dann werden Sie ganz einfach Ihre neue Arbeit unvollendet lassen!

Er entgegnete fest und bestimmt, fast hart:

— Nein, Maud, das werde ich nicht... Ich habe noch niemals in meinem Leben so intensiv gelebt, so produktiv gestaltet, als gerade jetzt und ich habe noch nie in demselben Maße das Bewußtsein gehabt, daß ich diesmal zu einem Ziele kommen werde.

— Ihre Frau hat die Flucht ergriffen, dies Ziel ist schon erreicht...

— Nein, Maud, so ist die Sache nicht zu nehmen... Sie liegt viel tiefer, sie ist unergründlich. Es gibt nun einmal ein grausames, unleugbares Gesetz, daß zwei ausgeprägte Individualitäten, wenn sie gemeinsam das Leben tragen müssen, sich mit ihren verschiedenen Interessen gegenseitig langsam zermalmen müssen... Schon das Bewußtsein dieser furchtbaren Tragik könnte genügen, die Spannkraft eines Menschen zu brechen... Nun darf ich mich nicht niederringen lassen, in Augenblicken, in denen ich mit allen Kräften, mit allen Fasern meines ganzen Wesens fühlbar im Aufschwung begriffen bin... Ich habe kein Recht, mich nie-

derringen zu lassen in einer Zeit, wo selbst meine Leiden und Schmerzen zu Formen, zu Gestalten, zu Problemen werden... wo die Verzweiflung mich des Lebens Tiefen begreifen und empfinden läßt, die Einsamkeit dagegen den hohen Flug des Narz und wo...

Maud erhob sich schnell von ihrem Plaze.

— Dann, Herr Redakteur, will ich nicht weiter stören... Ich überlasse Sie der Einsamkeit und der... Verzweiflung...

Er eilte ihr nach.

— Maud, Maud, einen Augenblick. Es ist unmöglich, daß Sie mich so verlassen... Sie haben mir doch alles sagen wollen, was in Ihnen vorgeht, was Ihr Innerstes bewegt...

Sie machte für einen Augenblick im Hausflur Halt.

— Ich habe ja selber damit beginnen wollen... Es ist aber besser, wir lassen alle diese unangenehmen und langweiligen Dinge... Im übrigen bin ich morgen nachmittag noch zu sprechen; ich fahre erst mit dem Abendzug.

Tags darauf fragte Runz an der Säure der Villa Winkler an:

— Ist Fräulein Maud zu Hause?

Er erwartete eine verneinende Antwort und obwohl das Stubenmädchen seine Frage bejahte, sagte er:

— Nein?... Ich dachte es mir...

Da hörte er Mauds Stimme aus dem Nebenzimmer rufen:

— Gehen Sie voran, in den Salon, Herr Redakteur. Ich folge Ihnen in einem Augenblicke nach.

Er mußte einigen Koffern ausweichen, die ihm den Weg versperrten. Sie ließen ihn schmerzlich an die Koffer denken, die man wenige Tage vorher aus seinem eigenen Hause hinausgetragen hatte, aber heute kamen sie ihm wie Särge vor.

Er blickte vom Sopha des Salons

durch die spitzen Blätter der Palmen auf die Fenster und durch diese ins Freie hinaus. Und überall fand er Maud; sie war unsichtbar und doch vorhanden: ihre Seele hing gleichsam an dem zarten, schlanken Blätterwerk der exotischen Pflanze, sie schillerte an dem feinen Gewebe der Vorhänge, sie drang aus den Nippsachen, sogar aus dem Stoff der Perserteppiche und der Möbel. Sie ruhte über dem Ganzen, wobei sie aber alle Teile, alle Atome durchdrang, belebte, erwärmte, durchleuchtete.

Als er plötzlich Maud leibhaftig vor sich sah, war ihm als hätten bloß die Atome von Mauds Seele, die er um sich gefühlt hatte, zu einem neuen Traumbild sich konzentriert.

War heute ihre Stimme so einschmeichelnd, weil es an den Abschied ging? Sie gab Runz die Hand und behielt sie eine Zeitlang in der ihren. Ihre Züge hatten das Aussehen jener Menschen, die geistig schon in anderen Welten leben. Es leuchtete aber wie nie zuvor, das frischfrisierte, blonde Haar. Runz sog es mit den Augen ein, damit er so ein unwandelbares Bild davon behalten könne.

Er hub an:

— Maud, meine letzten Worte, die gestern in meiner Wohnung gefallen sind, haben Sie verkehrt, weil ich mich unvollständig ausgedrückt habe und ich konnte nicht zu Ende sprechen, weil Sie mich brüsk verlassen haben. Nun möchte ich, daß wir uns ohne den geringsten Mißton Lebwohl zurußen können. Ich kann meinen innersten Gedanken um so klarer Ausdruck geben, als Sie mich ja in wenigen Stunden ganz verlassen.

— Sehen wir uns, Herr Redakteur, ich habe noch so viele Stunden Zeit.

— Ich brauche gar nichts von dem zurückzunehmen, was ich in meiner Wohnung gesagt habe, fuhr er von

seinem Plaze aus fort. Ich habe bloß weniges hinzuzufügen. Und es kann nicht mehr Egoismus genannt werden, wenn wir aus unserem Innersten heraus das sagen, was nicht mehr in uns bleiben will... Mein Leben hat sich in der letzten Zeit mit allen seinen seltsamen Gegensätzen, krassen Widersprüchen, seinem grausamen Zwiespalt, aber auch einer ungeahnten Schaffensfreude neu und ganz entfaltet unter einem geheimnisvollen Einfluß, über den ich selber stammeln muß und den ich wachsen fühle... Dieser macht sich bemerkbar — es ist darüber kein Zweifel mehr — seit Sie, Maud, in mein Leben getreten sind...

— Wie ich sehe, Herr Redakteur, ist es höchste Zeit, daß ich wieder daraus verschwinde.

— Sie können allerdings nicht bleiben, weil ein Verhängnis Sie von hier treibt... Und Sie haben ja Ausichten emporzukommen... Wer könnte Ihnen etwas verweigern... Allerdings kommt mir vor, sehen Sie Ihr ganzes Leben zu sehr durch das Prisma der beginnenden Schauspielerin...

Er machte eine Pause.

— Aber, fuhr er fort, werden Sie stark genug sein, um sich durchzusetzen bis zum Ende?... Das ist es, was ich nicht glauben kann. Sie sind eine zu feine Natur, eine zu kultivierte Seele, um stark zu sein... Sie brauchen einen Halt in sich... Und woher sollten Sie diesen haben... Das Leben wird Sie mitreißen in seiner wilden Flucht und brechen... Sie brauchen eine Stütze, Maud...

— Ich habe an das Leben keine großen Anforderungen mehr zu stellen. Ich habe nicht mehr viele Möglichkeiten. Ohne sentimental zu sein, muß ich an den Tag denken, an dem Tante nicht mehr ist. Sie ist mir immerhin eine Stütze, die letzte, die mir bleibt. Und

auch diese wankt... So muß ich zusehen, wie ich mit dem Leben fertig werde... Und ich werde damit fertig werden.

Sie sprach hierauf von ihrem alltäglichen Leben und Leiden, ohne Koketterie, aufrichtig, rücksichtslos, bloß von dem Bedürfnis getrieben, sich auszusprechen, ein wenig Verständnis zu finden. Doch Kunz fühlte sich diesmal durch die banale Wirklichkeit mehr gefesselt, mehr ergriffen als seinerzeit durch Mauds unbestimmten Zauber auf der Höhe.

— Aber Maud, rief er aus, Sie verkehren ja fast ununterbrochen in Gesellschaft, und zwar in einer solchen, wo Champagner fließt... Sie empfangen selber Gäste, eher zu viel als zu wenig... Sie hatten nie reizendere Toiletten, als jetzt für die Theaterschule... Sie waren nie besser gekleidet, Ihre bezaubernde Weiblichkeit, Ihre feine, kultivierte Seele...

— Vergleichen ist nötig beim Theater, für das Theater, Herr Redakteur... Doch glauben Sie mir: es ist auch viel Theater dabei, vielleicht zu viel Glitter... falscher Glanz... wie Sie, glaube ich, selber einmal sagten... Und beim Theater ist es besser, wenn man nicht zu sehr hinter die Kulissen guckt... Und mit Franz ist es aus, das ist es, was ich Ihnen hauptsächlich habe anvertrauen wollen... es ist aus und zu Ende, für immer... Dabei haben wir uns aufrichtig und innig geliebt, so daß man hätte glauben können, es sei für das Leben... Bloß in letzter Stunde habe ich erkannt, daß er ein Schurke ist, wie alle Männer... alle Männer, die in Betracht kommen, will ich sagen...

— Und ich, Maud, kann ich Ihnen denn gar nichts sein?

— Ich kann Ihre Frage nicht recht verstehen!

Er sprach zuerst gemäßig, dann in gesteigertem Tone er könne für ein „großes Erlebnis“ jedes Opfer bringen. Beim

Sprechen fühlte er sich von den eigenen Worten mitgerissen, wobei Mauds ruhige und doch aufmunternde Blicke ihn mehr und mehr in jene Enge trieben, aus der es keinen Rückzug gibt.

— Alles was ich in meinem Leben unbegreiflicherweise versäumt und verdorben habe, rief er aus, ich fühle, daß ich es noch einholen könnte, wenn... Sie bleiben würden...

Es war nicht abzusehen ob sie im Scherz oder im Ernst sprach, als sie sagte:

— Aber Sie sind doch gebunden, Herr Redakteur.

— Ich dachte mir, daß diese Bemerkung fallen muß. Aber mein bisheriges Leben — das äußere Leben natürlich — ist erledigt, Maud. Da kann man flicken, leimen, schließlich ist da doch nichts zu ändern und nichts zu halten. Ich kann also nichts anderes tun, als mit meinem Werk: auf Trümmern aus Irrtümern lernen und Neues schaffen... Ich muß mich aber fragen, in dem Augenblick, in dem auch Sie aus meinem Leben scheiden wollen: werde ich noch die Kraft finden, um bis zum Ende auszuhalten, allein, allein, ohne eine Muse...

Sie sah ihn an, mit dem prüfenden Blick des Weibes, das sich fragt:

— Kommt der Mann noch in Betracht?

Er sah, daß Maud ihn in diesem Augenblick zum ersten Male prüfend wog. Trotzdem fuhr er fort:

— Sie haben mein Leben erneut, Maud, in der Idee... Wollen Sie nun Ihr Werk unvollendet lassen? Oder nehmen Sie meine Stütze an, um mir selber weiterhin zu helfen, mit Wirklichkeiten?...

Sie entgegnete ruhig:

— Das sind alles Illusionen, Herr Redakteur, wenn ich Sie recht verstehe... Ich kann das um so mehr beurteilen, als ich mich ihnen selber ganz hingabe, den

Illusionen... Ich kann nicht wissen wohin sie mich führen werden... Aber sie ziehen mich hinaus ins Ungewisse, heraus aus der Sticluft, dem Klatsch, mit einer Gewalt, die ich nicht überwinden kann und auch nicht überwinden will... Nichts auf der Welt wird mich davor zurückhalten, daß ich mein ganzes Leben auf meine letzte Karte setze.

Sie fügte nach kurzer Zeit hinzu:

— Darf ich Ihrer Frau sagen, falls ich in Wien sie treffen sollte, daß ich Sie, Herr Redakteur, von einem neuen Irrtum bewahren konnte, der jedenfalls der größte Ihres Lebens geworden wäre...

Sie nahm sein Schwelgen als bejahende Antwort an.

— Und darf ich ihr weiter sagen, fuhr sie fort, daß Sie reuig zurückkehren wollen, zum häuslichen Herd?...

Runz antwortete noch immer nicht. Er erhob sich von seinem Platz. Er mußte sich indessen auf die Lehne eines Stuhles stützen, weil er das Gefühl hatte, daß er unaufhörlich sinke, falle.

Maud lächelte indessen wieder wie früher, mit jenem ausgleichenden Lächeln, das alles als harmlos und doch unentbehrlich, gegenwärtig und trotzdem als unwiderbringlich verloren erscheinen läßt. Und gleichzeitig lockte es mit unwiderstehlicher Anziehungskraft von der Türe weg, die ins Freie, aber gleichzeitig in die Leere führte. Da fühlte Runz, ohne recht zu wissen, was geschehen sei, seine Lippen auf denen Mauds.

— Adieu, Maud, rief er plötzlich aus, Adieu und gute Reise.

Er floh das Zimmer und dann die Veranda des Hauses, das ihn so seltsam angezogen hatte.

— Ich hasse Maud, sagte er zu sich selber. Sie ist in mein Leben eingetreten, um mich aus meinem Gleichgewicht, meiner Gleichgiltigkeit herauszureißen. Sie hat mit mir ihr Spiel getrieben,

das um so teuflischer war, je feiner sie die Fäden spinnen konnte... Aber vielleicht, rief er aus, hat sie unbewußt gehandelt, ohne die Wirkungen ihres Spieles zu berechnen. Sie hat einen Abgrund geschaffen, ohne es zu sehen... Und sie ist nicht selber auf mich gekommen. Alle haben sie mir zugeführt, Kärjel, die Tante und schließlich Walda selbst, ohne es zu wollen... Und ich bin ihr entgegengegangen, ohne es zu ahnen... Der Aar in seinem Flug hat sich wie der erste beste Gimpel im Netz gefangen.

Er beschleunigte seine Schritte, wie wenn er sonst aus dem Bannkreise des Hauses, des Gartens nicht heraustreten könnte.

Als er indessen an der Biegung angekommen war, die den letzten Ausblick zur Villa Winkler bieten konnte, kehrte er sich noch einmal um. Die Türe der Veranda war fest verschlossen und es kam Runz vor, daß nicht er, sondern eine unsichtbare übelwollende Hand da zwischen ihm und Maud, zwischen Vergangenheit und

Zukunft, eine unüberwindliche Schranke geschaffen hätte.

Seine Augen glitten von der Türe an mehreren Fenstern vorbei, bis zu jenem Vorhang, hinter dem er die zierlichen Äste der Palmen wußte und von wo aus vielleicht Mauds rätselhafte Augen seine scheidenden Schritte verfolgten. War es Täuschung, war es Wirklichkeit, daß jener Vorhang — abermals unter der Berührung einer unsichtbaren Hand — sich mehrere Male leicht bewegte! Runz wußte es nicht zu sagen. Und trotzdem sah er in diesem Bewegen den Sinn, das Sinnbild seines Lebens, jenes verzweifelte und immer vergebliche Drängen seiner Seele, dem er sein ganzes Leben hingegen, hingeworfen hatte. Er sah darin den eigenen Flügelschlag, der ihm unter Qualen den Körper vom Boden gehoben hatte, um sekundenlang zwischen Himmel und Erde dem Mysterium des Lebens ins Auge zu sehen, ohne es zu ergründen und um dann nach neuerlichem plumpem Fall blutend vom Boden aus die Blicke wieder emporzurichten. (Schluß folgt.)

Hermannstädter Mundart

Von Dr. A. Scheiner

Die Siebenbürger Sachsen bedienen sich im Umgang mit ihresgleichen im allgemeinen der sächsischen Volkssprache. In einigen Städten erleidet die Regel allerdings starke Ausnahme. So besonders auch im geschichtlichen Mittelpunkt sächsischen Volkslebens, in Hermannstadt. Viele Sachsen lehnen hier die Volkssprache selbst im eigenen Heim zugunsten einer mehr oder weniger „mundartsfreien“ hochdeutschen Umgangssprache ab. Um über diese Verhältnisse einen Überblick zu gewinnen, wandte ich mich im Juni v. J. an die hiesigen deutschen Schulanstalten und verdanke ihrem freundlichen

Entgegenkommen die Zahlen, die ich der Schule hiemit gerne wieder zur Verfügung stelle. Von 2211 nach Hermannstadt zuständigen evangelischen Schülern bekannten sich im Juni 1920 2160 zum sächsischen Volkstum. Von diesen 2160 Schülern sprechen 1020 im Hause sächsisch, darunter 769 ausschließlich Hermannstädter Mundart. Darf man vom jüngeren Geschlecht auf die ganze Gemeinschaft schließen, so zerfällt das Hermannstädter Sachsenstum in zwei ungefähr gleich große Gruppen, von denen die eine, etwas kleinere (47 %) an der Volkssprache wenigstens daheim festhält, während die andere, etwas größere

(53%), der Volkssprache fremd gegenübersteht. Bringt man von der ersten Gruppe diejenigen in Abzug, die irgend eine von auswärts nach Hermannstadt mitgebrachte sächsische Mundart sprechen, so ergibt sich, daß zurzeit nicht viel mehr als ein Drittel (36,5%) der Hermannstädter Sachsen im eigenen Hause Hermannstädter Mundart pflegt. Bedenkt man, daß die in Abzug gebrachte, immerhin ansehnliche Minderheit (1/5 der sächsisch Sprechenden) aus allen Gegenden des Sachsenlandes stammt; zieht man ferner in Betracht, daß unter denen, die sich zur Hermannstädter Mundart bekennen, viele diese Mundart noch nicht vollkommen beherrschen, andererseits viele, die noch an der Mundart der früheren siebenbürgischen Heimat festzuhalten meinen, schon unter Hermannstädter Einfluß stehen, so kann man sich das in Hermannstadt gesprochene Sächsisch in seiner Gesamtheit wohl kaum bunt genug vorstellen. Immerhin hebt sich aus der Fülle der Erscheinungen nach allgemeinem Empfinden sicher genug die allen Sachsen wohlbekannte Hermannstädter Mundart heraus.

Raum weniger mannigfaltig, als das in der kleineren Gruppe gesprochene Sächsisch, dürfte das in der größeren Gruppe gesprochene Deutsch sein, und aus ähnlichen Gründen. Beachtenswert ist aber, daß der bodenständigen Hermannstädter Mundart ein bodenständiges Hermannstädter Deutsch gegenübersteht, das von den anderen deutschen Sprechweisen in ähnlicher Weise umrahmt wird, als das bodenständige Sächsisch von den auswärtigen sächsischen Mundarten. Streng genommen sind deshalb zwei Hermannstädter Mundarten zu zählen: eine sächsische, die in der siebenbürgisch-sächsischen Sprachlandschaft ihren bestimmten Ort hat und durch die von auswärts zuwandernden sächsischen Mundarten mit dieser Sprachlandschaft nur

noch fester verbunden wird, und eine deutsche, die durch Ablehnung sächsischer Lautordnung aus der sächsischen Sprachlandschaft bedeutsam heraustritt, und darin von den zuwandernden deutschen Sprechweisen nur gefördert wird. Wie weit die Entfremdung der beiden Mundarten geht, mag folgende kleine Übersicht zeigen:

	Distel	<i>dæstl</i> , <i>æ = ä</i>	<i>distl</i>
	Luft	<i>laft</i>	<i>luft</i>
	Schüssel	<i>šæsl</i> , <i>š = [χ]</i>	<i>[slisl]</i>
	Mücke	<i>mæck</i>	<i>[brükə]</i> <i>æ = ng</i>
5	stechen	<i>štēχn</i> , <i>χ = (t)χ</i>	<i>stēχn</i>
	Asche	<i>iāš</i> , <i>ə = e</i>	<i>ašn</i>
	Pfosten	<i>fuəst</i>	<i>fostn</i>
	Gasse	<i>gas</i>	<i>gasn</i>
	Latte	<i>lats</i>	<i>latn</i>
10	Wiese	<i>vis</i> , <i>v = w</i>	<i>vīzn</i>
	Furche	<i>fur</i>	<i>furχn</i>
	Mühle	<i>mil</i>	<i>mīln</i>
	befehlen	<i>bəfiəln</i>	<i>bəfiəln</i>
	Esel	<i>iəzl</i> , <i>z = [ʃ]</i>	<i>ēzl</i>
15	Leder	<i>lædər</i>	<i>lēdr</i>
	Rad	<i>rät</i>	<i>rät</i>
	Kohle	<i>käl</i>	<i>kōln</i>
	Dotter	<i>dodər</i>	<i>dotr</i>
	mahlen	<i>muəln</i>	<i>māln</i>
20	Gebatterin	<i>gəfadər</i>	<i>gfatrīn</i>
	beißen	<i>beisn</i>	<i>baisn</i>
	gleich	<i>gleχ</i>	<i>glaiχ</i>
	reiten	<i>regdn</i>	<i>raitn</i>
	Seite	<i>zekt</i>	<i>zaitn</i>
25	Schwein	<i>švəi</i>	<i>švain</i>
	Meile	<i>mel</i>	<i>mailn</i>
	Weiber	<i>vəi̯r</i> , <i>ə = ä</i>	<i>vaiər</i>
	Maus	<i>mous</i>	<i>maus</i>
	fauer	<i>zouər</i>	<i>zauər</i>
30	Bauch	<i>box</i> , <i>x = (a)χ</i>	<i>bauχ</i>
	Kraut	<i>krokt</i>	<i>kraut</i>
	Zaun	<i>tsoŋ</i>	<i>tsaun</i>
	Raupe	<i>rop</i>	<i>raupm</i>
	bauen	<i>bān</i>	<i>bain</i>
35	Teufel	<i>teivl</i>	<i>taivl</i>
	läuten	<i>logdn</i>	<i>laitn</i>
	neun	<i>nəu</i>	<i>naiŋ</i>

	Beule	<i>bel</i>	<i>bailn</i>		Wirbel	<i>vervl</i>	<i>virbl</i>
	Feuer	<i>feiar</i>	<i>fair</i>	85	Bild	<i>belt</i>	<i>bilt</i>
40	Greuel	<i>grāl</i>	<i>grail</i>		Frucht	<i>fruxt</i>	<i>fruxt</i>
	Fleisch	<i>flīš</i>	<i>flais</i>		Tochter	<i>dūxtər</i>	<i>toxtr</i>
	Schnee	<i>šnā</i>	<i>šnē</i>		Schaft	<i>šōxt</i>	—
	Ei	<i>āiyn</i>	<i>ai</i>		Flachs	<i>fluəs</i>	<i>flaks</i>
	Mai	<i>mā</i>	<i>mai</i>	90	Töchter	<i>dixtər</i>	<i>teytr</i>
45	wenig	<i>veniγ</i>	<i>vēniγ</i>		Zins	<i>tsqs</i>	<i>tsins</i>
	elf	<i>elf</i>	<i>elve</i>		Gans	<i>gqs</i>	<i>gants</i>
	taub	<i>dūf</i>	<i>taup</i>		Dienstag	<i>dqstiq</i>	<i>dinstax</i>
	Floh	<i>flī</i>	<i>flō</i>		Unschlitt	<i>qslt</i>	<i>unslit</i>
	tot	<i>dūt</i>	<i>tōt</i>	95	Rind	<i>kənt</i>	<i>kint</i>
50	Frau	<i>frā</i>	<i>frau</i>		stinken	<i>štəkn</i>	<i>štīnkā</i>
	Brief	<i>brāf</i>	<i>brif</i>		stinken	<i>fənkln</i>	<i>fnakln</i>
	fließen	<i>flesn</i>	<i>flīsn</i>		binden	<i>bəndn</i>	<i>bīn</i>
	Ziehe	<i>tsəγ</i>	<i>tsiqyn</i>		Finger	<i>fənar</i>	<i>fnār</i>
	kriechen	<i>krəiyn</i>	<i>krīiyn</i>	100	Hund	<i>hant</i>	<i>hunt</i>
55	Ruhe	<i>rā</i>	<i>rū</i>		jung	<i>g-, jaγ</i>	<i>juγ</i>
	Buch	<i>bax</i>	<i>bux</i>		stumpf	<i>štampiq</i>	<i>štumpf</i>
	Bruder	<i>brādər</i>	<i>brüdr</i>		denken	<i>dīnk</i>	<i>dēnkā</i>
	Blume	<i>blom</i>	<i>blumən</i>		Ende	<i>ənt</i>	<i>ent</i>
	Mutter	<i>motər</i>	<i>mutr</i>	105	Hand	<i>hānt</i>	<i>hant</i>
60	süß	<i>zes</i>	<i>zīs</i>		Ampfer	<i>āmpert</i>	<i>ampfər</i>
	suchen	<i>zəkn</i>	<i>zūiγ</i>		Zange	<i>tsaγ</i>	<i>tsaγən</i>
	grün	<i>grān</i>	<i>grīn</i>		Mantel	<i>monkl</i>	<i>mantl.</i>
	Wahl	<i>pōl</i>	<i>fāl</i>		Amt	<i>amt</i>	<i>amt</i>
	Klafter	<i>loftər</i>	<i>klaftr</i>	110	Sommer	<i>zomər</i>	<i>zomər</i>
65	jäh	<i>gē</i>	—		nehmen	<i>nīn</i>	<i>nemən</i>
	Magd	<i>mēt</i>	<i>maxt</i>		Ente	<i>int</i>	<i>antn</i>
	Spindel	<i>špəl</i>	<i>špīndl</i>		Hammer	<i>humər</i>	<i>hamər</i>
	schuldig	<i>šəldiq</i>	<i>šuldiγ</i>		dünn	<i>dēn</i>	<i>dīn</i>
	Schulter	<i>šūldər</i>	<i>šultr</i>	115	Sonne	<i>zan</i>	<i>zonən</i>
70	melken	<i>məlkn</i>	<i>melkən</i>		Flamme	<i>flom</i>	<i>flamən</i>
	älter	<i>əldər</i>	<i>eltr</i>				
	Kälber	<i>kəlvər</i>	<i>kelbr</i>				
	Wolf	<i>vūlf</i>	<i>volf</i>				
	alt	<i>ālt</i>	<i>alt</i>				
75	Schürzchen	<i>širtskn</i>	<i>širtsqyn</i>				
	kurz	<i>kurts</i>	<i>kurts</i>				
	Borten	<i>bīrtn</i>	<i>bōrtn</i>				
	Erde	<i>iərt</i>	<i>ərdn</i>				
	sterben	<i>štərvn</i>	<i>štərm</i>				
80	gerne	<i>gərn</i>	<i>gēərn</i>				
	scharf	<i>šarf</i>	<i>šarf</i>				
	Arbeit	<i>arbət</i>	<i>arbat</i>				
	Mörser	<i>mīrəl</i>	—				

Die mitgeteilten Reihen mögen die Entzweiung der beiden Hermannstädter Mundarten scharf genug beleuchten, indem sie die Verschiedenheit der Lautordnung auf beiden Seiten zur Anschauung bringen. Sie lassen aber die Frage offen, ob der verschiedenen Anordnung der Laute auch eine verschiedene Ausprägung der einzelnen Laute entspricht, oder ob wir es etwa trotz verschiedener Lautordnung auf beiden Seiten mit wesentlich gleichem Lautgepräge — Mundart im engeren

Sinne — zu tun haben. Und da dürfte eingehendere Untersuchung leicht wahr scheinlich machen, daß auf beiden Seiten dieselbe Artung des Mundes voraus zusetzen, oder, anders ausgedrückt, daß das Hermannstädter Deutsch ganz wes sentlich ein Deutsch in sächsischem Munde ist. Wir hätten es dann mit richtigen Zwilling smundarten, vielmehr mit einer einzigen Mundart — im engeren Sinne — und zwei verschiedenen Lautordnungen zu tun. Wie das Hermannstädter Deutsch zu seiner Lautordnung gekommen ist, ist eine geschichtliche Frage, die sich aufs engste mit der von Adolf Schuller us im ersten Jahrgang dieser Zeitschrift (1919), S. 83 ff. entwickelten Aufgabe deutscher Sprachforschung im Ostland berührt. Jedenfalls scheint die Einordnung des Hermannstädter Deutsch in das große deutsche Sprachgebiet eine schwierigere Aufgabe zu sein, als die Einordnung des Hermannstädter Sächsisch in die uns unmittelbar umgebende sächsische Sprach landschaft, während die Frage nach der Herkunft des Hermannstädter Sächsisch allerdings erst recht in das Dunkel der Sprachgeschichte hineinführt. Die Unter suchung des Hermannstädter Deutsch wird hier also nicht aus Geringschätzung zu rückgestellt, wohl aber in der stillen Hoffnung, daß die dem Hermannstädter Deutsch wie dem Hermannstädter Sächsisch zugrunde liegende Mundart — im engeren Sinne — sich in der sächsischen Lautordnung, wenn nicht vollständiger, so doch schärfer und deutlicher spiegeln werde als in der deutschen. —

Zur Klarlegung der sprachland schaftlichen Beziehungen der Hermann städter sächsischen Mundart mag zunächst ihre Ähnlichkeit mit den Mundarten des alten Hermannstädter Stuhls abgeschätzt werden. Dabei soll dieselbe Wörterreihe, die zur Veranschaulichung des Verhält nisses zwischen den Hermannstädter Zwi-

lingsmundarten benützt wurde, wieder als Maßstab dienen.

Da muß denn gleich festgestellt werden, daß keine einzige der 17 freien Stuhls gemeinden eine Mundart spricht, die sich mit der Hermannstädter in allen 116 Punkten deckte. Am nächsten steht ihr aber die Mundart von Freck, mit der sie 83 Punkte gemein hat. In folgenden 33 Punkten gehen die beiden Mund arten auseinander:

6	<i>is</i>	<i>ös</i>
7	<i>fuast</i>	<i>föst</i>
16	<i>rät</i>	<i>rüt</i>
17	<i>kil</i>	<i>kjlan, y = ü</i>
23	<i>regdn</i>	<i>red'jn</i>
24	<i>zekt</i>	<i>zefj</i>
25	<i>sven</i>	<i>šveh, ŋ = magh. ny</i>
28	<i>mous</i>	<i>mois</i>
29	<i>zouor</i>	<i>zoʒor, ʒ = Reibelaut g</i>
37	<i>nen</i>	<i>nei</i>
48	<i>flī</i>	<i>flj</i>
49	<i>dīt</i>	<i>dijt</i>
50	<i>frā</i>	<i>frā</i>
54	<i>kræjn</i>	<i>krejn</i>
67	<i>špāl</i>	<i>špēal</i>
68	<i>šaldij</i>	<i>šāldij</i>
70	<i>muelkn</i>	<i>māalkn</i>
71	<i>aldor</i>	<i>āaldor</i>
72	<i>kalvār</i>	<i>kalvār</i>
76	<i>kurts</i>	<i>kurtš</i>
77	<i>bīrtn</i>	<i>bjrtn</i>
86	<i>fruzt</i>	<i>fruzt</i>
87	<i>dūxtār</i>	<i>dijxtār</i>
88	<i>šōxt</i>	<i>šōjt</i>
90	<i>dīxtār</i>	<i>dijxtār</i>
95	<i>kænt</i>	<i>kēntj</i>
97	<i>fæakln</i>	<i>fēakln</i>
98	<i>bæadn</i>	<i>bānd'jn</i>
99	<i>fævār</i>	<i>fāvār</i>
104	<i>ænt</i>	<i>ōntj</i>
105	<i>hānt</i>	<i>hūnt</i>
106	<i>āmpärt</i>	<i>ūmpärt</i>
107	<i>tsan</i>	<i>tsōn</i>

Nächst Frec weist Großau die größte mundartliche Verwandtschaft mit Hermannstadt auf. Die beiden Mundarten stimmen in 70 Punkten überein. Sie gehen in 46 Punkten auseinander:

6	<i>iəs</i>	<i>ēs</i>
7	<i>fuəst</i>	<i>fōst</i>
13	<i>bəfiəlŋ</i>	<i>bəfiələn</i>
14	<i>iəzl</i>	<i>iazl</i>
17	<i>kīl</i>	<i>kījəl</i>
19	<i>muəlŋ</i>	<i>muələn</i>
26	<i>mel</i>	<i>mīel</i>
27	<i>vār</i>	<i>vōr</i>
35	<i>teivl</i>	<i>deivl</i>
38	<i>bel</i>	<i>biel</i>
40	<i>grəl</i>	<i>grōəl</i>
43	<i>āχŋ</i>	<i>ōχŋ</i>
44	<i>mā</i>	<i>mō</i>
45	<i>venij.</i>	<i>vienij.</i>
46	<i>elf</i>	<i>ielŋ</i>
49	<i>dīt</i>	<i>dījt</i>
50	<i>frē</i>	<i>frū</i>
51	<i>brēf</i>	<i>brīf</i>
52	<i>flesŋ</i>	<i>fliəsŋ</i>
54	<i>krəχŋ</i>	<i>kreχŋ</i>
60	<i>zes</i>	<i>ziəs</i>
62	<i>grēn</i>	<i>grān</i>
67	<i>špəl</i>	<i>špēəl</i>
68	<i>šældij.</i>	<i>šēəldij.</i>
70	<i>mællŋ</i>	<i>mīəlŋ</i>
71	<i>ældər</i>	<i>ēəldər</i>
72	<i>kælvər</i>	<i>kēəlvər</i>
74	<i>ālt</i>	<i>ōlt</i>
75	<i>širtsŋ</i>	<i>šīrtsŋ</i>
76	<i>kurts</i>	<i>kūrts</i>
77	<i>bīrtŋ</i>	<i>bījortŋ</i>
78	<i>iərt</i>	<i>iart</i>
84	<i>vervl</i>	<i>vīervl</i>
85	<i>belt</i>	<i>bielt</i>
89	<i>fluəs</i>	<i>fliəs</i>
91	<i>tsās</i>	<i>tsōs</i>
92	<i>gūs</i>	<i>gōs</i>
93	<i>dāstij.</i>	<i>dōstij.</i>
94	<i>āslt</i>	<i>ōslt</i>
104	<i>əvət</i>	<i>ōvət</i>
105	<i>hānt</i>	<i>hūnt</i>

106	<i>āmpart</i>	<i>umpart</i>
107	<i>tsəə</i>	<i>tsōə</i>
108	<i>moəkl</i>	<i>muəkl</i>
109	<i>amt</i>	<i>omt</i>
111	<i>nīən</i>	<i>nian</i>

Wie eine Vergleichung der beiden Verzeichnisse lehrt, treten zu den 33 Punkten, die Hermannstadt und Frec trennen, für Großau nicht einfach 13 neue trennende Punkte hinzu, sondern von jenen 33 Punkten fallen 16 — also rund die Hälfte — ab, und zu den verbleibenden 17 Punkten kommen 29 neue trennende Punkte hinzu. Von den 17 Punkten aber, die einerseits Hermannstadt und Frec, andererseits Hermannstadt und Großau trennen, tun es doch 4 in abweichender Weise.

Es fallen ab: 16, 23—25, 28, 29, 37, 48, 86—88, 90, 95, 97—99.

Es treten hinzu: 13, 14, 19, 26, 27, 35, 38, 40, 43—46, 51, 52, 60, 62, 74, 75, 78, 84, 85, 89, 91—94, 108, 109, 111.

Es trennen in abweichender Weise: 19, 72, 77, 104.

Nicht weniger zusammengesetzt gestalten sich die Beziehungen Hermannstadts zu den übrigen Stuhlgemeinden. Um den Leser nicht zu ermüden, werden deshalb nur die Namen dieser Gemeinden genannt, u. zw. in der Reihenfolge ihrer abnehmenden mundartlichen Verwandtschaft mit Hermannstadt (die in Klammer beigefügte Zahl bezieht sich auf die gemeinsamen Merkmale):

Neppendorf (61), Schellenberg (53), Heltau (49), Gieresau (46), Samlesch (46), Hammersdorf (42), Thalheim (41), Kleinscheuern (40), Rothberg (28), Rastenhölz (27), Burgberg (19), Stolzenburg (15), Hahnbach (14), Neudorf (14), Großscheuern (7).

Da, wie oben an dem Beispiel von Frec und Großau gezeigt wurde, nicht

nur die Anzahl, sondern auch die Anordnung der trennenden bzw. verbindenden Punkte oder Merkmale von Gemeinde zu Gemeinde sehr veränderlich ist, darf aus dem Umstande, daß zwei Gemeinden in gleichem mundartlichen Verwandtschaftsgrade zu Hermannstadt stehen, nicht geschlossen werden, daß diese Gemeinden einander mundartlich vielleicht besonders nahe stünden. So stehen z. B. Gieresau und Hamlesch in gleichem Abstände von Hermannstadt (46); untereinander haben sie aber nur 30 Punkte gemein. Ebenso stehen Hahnbach und Neudorf in demselben Verwandtschaftsverhältnis zu Hermannstadt (14); untereinander werden sie durch 61 Merkmale verbunden. Beachtenswert ist ferner, daß sich zwischen der mundartlichen und der räumlichen Entfernung der Stuhlsgemeinden von Hermannstadt keine eindeutigen Beziehungen ergeben. Fred, das mundartlich am nächsten steht, gehört zu den räumlich entferntesten Gemeinden, Großsheuern, das mundartlich am entferntesten ist, zu den räumlich nächstgelegenen. Von den dicht an Hermannstadt gelegenen Gemeinden Neppendorf und Hammersdorf steht Hammersdorf in mittlerer mundartlicher Entfernung von Hermannstadt, während Neppendorf allerdings merklich näher verwandt ist. Die räumliche Entfernung kann also für die mundartliche Verwandtschaft zum mindesten nicht allein maßgebend sein.

In schärfere Beleuchtung tritt die Frage nach den Beziehungen zwischen mundartlicher und räumlicher Entfernung von Hermannstadt noch, wenn wir, um Hermannstadt in die gesamte sächsische Sprachlandschaft einzugliedern, seine mundartliche Verwandtschaft mit den sächsischen Vororten abschätzen. Da zeigt sich nämlich, daß Hermannstadt unter den sächsischen Vororten nähere Verwandte hat als unter den eigenen Stuhlsge-

meinden. Denn nicht weniger als drei Vorortsmundarten — die Schenker Herrenmundart als besondere Mundart gezählt — schieben sich, was den Ähnlichkeitsgrad anbetrifft, zwischen Hermannstadt und Fred ein.

Obenan steht die Mundart von Reußmarkt; denn sie hat mit der Hermannstädter 113 Punkte gemein. In folgenden 3 Punkten gehen die beiden Mundarten auseinander:

49	<i>dīt</i>	<i>dýt</i>
77	<i>bīrtn</i>	<i>býrtn</i>
88	<i>šōxt</i>	<i>šūxt</i>

Dann folgt Mühlbach mit 107 gemeinsamen Punkten. In folgenden 9 Punkten unterscheidet es sich von Hermannstadt:

7	<i>fuast</i>	(p) <i>fostrn</i>
20	<i>gəfadər</i>	<i>gəfutərən</i>
21	<i>beisn</i>	<i>bēs̄n</i>
28	<i>mous</i>	<i>mōs</i>
29	<i>zouər</i>	<i>zōuər</i>
35	<i>teiol</i>	<i>tēol</i>
39	<i>fejər</i>	<i>fējər</i>
63	<i>pōl</i>	[<i>flok</i>]
106	<i>āmpört</i>	<i>āmpfər</i>

Die Schenker Herrenmundart endlich teilt mit der Hermannstädter Mundart 99 Punkte. Sie unterscheidet sich von ihr in folgenden 17 Punkten:

17	<i>kīl</i>	<i>kaylən</i> , <i>l</i> = scharf- betontes <i>ə</i> (gedeckter Rehlaut)		
23	<i>regdn</i>	<i>red'dn</i>		
24	<i>zekt</i>	<i>zel't</i>		
25	<i>šveŋ</i>	<i>šveñ</i>		
37	<i>neŋ</i>	<i>neñ</i>		
48	<i>flī</i>	<i>flay</i>		
49	<i>dīt</i>	<i>dāyt</i>		
54	<i>krəyŋ</i>	<i>krejŋ</i>		
70	<i>mēlkn</i>	<i>mīelkn</i>		
77	<i>bīrtn</i>	<i>bayrtn</i>	99 <i>fənar</i>	<i>fənar</i>
88	<i>šōxt</i>	<i>šūxt</i>	104 <i>ceət</i>	<i>oñt</i>
95	<i>kēnt</i>	<i>kēñt</i>	107 <i>tsəŋ</i>	<i>tsəŋ</i>
98	<i>bēndn</i>	<i>bāñtn</i>	111 <i>nīŋ</i>	<i>nīñ</i>

Unter den Stuhlsgemeinden nur von Freck übertroffen, hat Mediasch mit Hermannstadt 73 Punkte gemein. Es unterscheidet sich von Hermannstadt in folgenden 43 Punkten:

17	<i>kül</i>	<i>kiul(ən)</i>
23	<i>regdn</i>	<i>red' dn</i>
24	<i>zekt</i>	<i>zet' t</i>
25	<i>svən</i>	<i>svən</i>
27	<i>vār</i>	<i>voar</i>
28	<i>mous</i>	<i>meos</i>
29	<i>zouar</i>	<i>zeoar</i>
30	<i>box</i>	<i>bəox</i>
31	<i>krökt</i>	<i>krökot</i>
32	<i>tson</i>	<i>tsəon</i>
34	<i>bān</i>	<i>bān</i>
36	<i>logdn</i>	<i>lögdn</i>
37	<i>new</i>	<i>ne'n</i>
40	<i>grāl</i>	<i>groal</i>
43	<i>āxn</i>	<i>oāxn</i>
44	<i>mā</i>	<i>moa</i>
48	<i>flū</i>	<i>flū</i>
49	<i>dīt</i>	<i>diūt</i>
55	<i>rā</i>	<i>rea</i>
56	<i>bax</i>	<i>bəax</i>
57	<i>brāder</i>	<i>breadər</i>
58	<i>blom</i>	<i>bleam</i>
67	<i>špəl</i>	<i>špəal</i>
68	<i>šældix</i>	<i>šəaldix</i>
70	<i>mælkn</i>	<i>məalkn</i>
71	<i>əldər</i>	<i>əaldər</i>
72	<i>kəlvər</i>	<i>kalvər</i>
74	<i>ālt</i>	<i>aolt</i>
77	<i>biŕtn</i>	<i>biurtn</i>
88	<i>šəxt</i>	<i>šuxət</i>
91	<i>tsās</i>	<i>tsoas</i>
92	<i>gās</i>	<i>goas</i>
93	<i>dāstix</i>	<i>doastux</i>
94	<i>āslt</i>	<i>oaslt</i>
95	<i>kəxt</i>	<i>kəxt</i>
98	<i>bəvədn</i>	<i>bāvədn</i>
99	<i>fəvər</i>	<i>fāvər</i>
100	<i>həxt</i>	<i>həxt</i>
101	<i>gəv</i>	<i>gəv</i>
104	<i>əxt</i>	<i>əxt</i>
105	<i>hənt</i>	<i>haont</i>
106	<i>āmpərt</i>	<i>aompərt</i>
107	<i>tsən</i>	<i>tson</i>

Auf Mediasch folgen in der Reihenfolge abnehmender Ähnlichkeit mit Hermannstadt:

Schäßburg (55), Kronstadt (55), Repß (39), Leschkirch (32), Großschenk (27), Bistritz (26). Man sieht, daß während Hermannstadt mit den umliegenden Stuhlsgemeinden durchschnittlich nur 39 Merkmale gemein hat, die durchschnittliche Verwandtschaft mit den Vororten (ohne Rücksicht auf die Schenker Herrenmundart) 63 beträgt. Ordnet man aber einerseits die Hermannstädter Stuhlsgemeinden, andererseits die sächsischen Vororte nach der Gesamtzahl der Merkmale, die jeder Ort mit allen übrigen gemein hat, so bekommt Hermannstadt im Kreise der eigenen Stuhlsgemeinden nur den elften Platz, während es im Kreise der Vororte durchaus voransteht. Im eigenen, engeren Bezirk gehen ihm voraus: Kleinscheuern, Thalheim, Großau, Schellenberg, Gieresau, Neppendorf, Hammersdorf, Freck, Rothberg, Rastenholtz, d. h. der mundartliche Schwerpunkt des Hermannstädter Stuhls fällt in die ländliche Umgebung der Stadt, während die sächsischen Vororte mundartlich nach Hermannstadt gerichtet sind.

Versuchen wir nun die Hermannstädter Mundart an der Hand der herausgehobenen Merkmale zu schildern, so werden wir vor allem die außerordentliche Schlichtheit ihrer Klangordnung betonen dürfen. Zum Unterschiede von den meisten siebenbürgischen Mundarten — man vergleiche z. B. nur die mitgeteilten Mediascher Wortformen — mit ihrer Überfülle von Zwicklängen, kennt die Hermannstädter nur die beiden Paare *ei—ou* und *iə—uə*:

21. *beisn*, 35. *teivl*, 39. *feivər* — 28. *mous*, 29. *zouar*;

6. *iəš*, 13. *bəšəln*, 14. *iəzl*, 78. *iərt*, 111. *nian* — 7. *fuəst*, 19. *muəln*, 89. *fluəs*.

Es fehlen der Hermannstädter Mundart fast völlig die „gedeckten Rehlaute“, die in unseren ländlichen Mundarten eine so große Rolle spielen — vgl. übrigens auch die Beispiele aus der Schenker Herrenmundart. Nur den ersten Teil des Zweiflangers *ou* möchte ich als *a* fassen und dann lieber 28. *m.ios*, 29. *zAor* schreiben.

Es fehlen der Hermannstädter Mundart — wie übrigens auch dem Hermannstädter Deutsch — völlig die gerundeten *ü* und *ö*-Klänge (*y* und *a*).

Es fehlt völlig der in Siebenbürgen häufige kurze *i*-Vorschlag — vgl. oben die Beispiele aus der Großauer Mundart.

Es fehlt endlich der Hermannstädter Mundart die in Siebenbürgen so weitverbreitete *i*-Färbung (Erweichung) der [l], n, d, t — [l', n', d', t'] — vgl. oben die Beispiele aus Fred, Mediasch und aus der Schenker Herrenmundart.

Trotz dieser entschiedenen Ablehnung des *i*-Vorschlags und der *i*-Färbung (Erweichung) gewisser Zahnlaute, nimmt doch gerade der *i*-Klang in der Hermannstädter Mundart eine beherrschende Stellung ein. Man beachte nur die Reihe 17. Rohle — *kil*, 41. Fleisch — *flis*, 42. Schnee — *snī*, 48. Floh — *flī*, 49. tot — *dūt*, 77. Borten — *bīrtn*, 83. Mörser — *mīrʒl*, 90. Töchter — *dīxtər*. Als kürzesten Ausdruck Hermannstädter Mundart möchte man geradezu das Doppelpaar Fleisch, Schnee — tot, Rohle: *flis*, *snī* — *dūt*, *kil* aufstellen.

Gleichheit des Tonfilbenklangs im ersten Paare (Fleisch, Schnee) ist in Siebenbürgen weit verbreitet. Nur in zwei der hier genannten 27 Mundarten fehlt sie, nämlich in Leschkirch und Bistritz. Es fehlt dort gleichzeitig auch Klanggleichheit des zweiten Paares (tot, Rohle):

	Fleisch	Schnee	tot	Rohle
Leschkirch	<i>flis</i>	<i>snā</i>	<i>diut</i>	<i>kAəl</i>
Bistritz	<i>flēs</i>	<i>snī(a)</i>	<i>dūt</i>	<i>kol</i>

Gleichheit des Tonfilbenklangs im ersten, Ungleichheit im zweiten Paar findet sich in folgenden 5 Mundarten:

	Fleisch	Schnee	tot	Rohle
Reps	<i>flis</i>	<i>snī</i>	<i>diut</i>	<i>kuəl</i>
Heltau	"	"	<i>dīʒl</i>	"
Großau	"	"	<i>dīʒt</i>	<i>kīʒl</i>
Rothberg	<i>flāis</i>	<i>snāi</i>	<i>dAyt</i>	<i>kAijəl</i>
Neudorf	<i>flāis</i>	<i>snāi</i>	<i>dutʒ</i>	<i>kAijələn</i>

Gleichheit des Tonfilbenklangs in jedem der beiden Paare findet sich in folgenden 13 Mundarten:

	Fleisch	Schnee	tot	Rohle
Mediasch	<i>flis</i>	<i>snī</i>	<i>diut</i>	<i>kiul(ən)</i>
Kleinscheuern	"	"	"	<i>kiulən</i>
Großscheuern	<i>flāis</i>	<i>snāi</i>	"	"
Hahnbach	"	"	"	"
Schellenberg	<i>flis</i>	<i>snī(ai)</i>	<i>dīʒt</i>	<i>kīʒlən</i>
Thalheim	"	"	"	<i>kīʒl</i>
Gieresau	"	<i>snā</i>	<i>dioət</i>	<i>kioəl</i>
Rastholz	<i>flāis</i>	<i>snāi</i>	<i>dAioət</i>	<i>kAioələn</i>
Kronstadt	<i>flis</i>	<i>snī</i>	<i>dūt</i>	<i>kūl</i>
Hamlesch	"	"	<i>diut</i>	<i>kuilən</i>
Großschenk	<i>flois</i>	<i>snoi</i>	"	"
Fred	<i>flis</i>	<i>snī</i>	<i>dīʒt</i>	<i>kīʒlən</i>
Hammerödorf	<i>flāis</i>	<i>snāi</i>	<i>dAyt</i>	<i>kAijələn</i>

Übergang zur Ausgleichung des Tonfilbenklangs in beiden Paaren findet sich in folgenden 5 Mundarten:

	Fleisch	Schnee	tot	Rohle
Schäßburg	<i>flis</i>	<i>snī</i>	<i>dūt</i>	<i>kuəl</i>
Neppendorf	"	"	"	<i>kīʒlən</i>
Burgberg	<i>floyš</i>	<i>snoy</i>	<i>doyt</i>	<i>kīʒlən</i>
Stolzenburg	"	"	"	<i>kijələn</i>
Reußmarkt	<i>flis</i>	<i>snī</i>	<i>dīʒt</i>	<i>kil</i>

Ausgleichung des Tonfilbenklangs beider Paare findet sich in 2 Mundarten:

	Fleisch	Schnee	tot	Rohle
Hermannstadt	<i>flis</i>	<i>snī</i>	<i>dūt</i>	<i>kil</i>
Mühlbach	"	"	"	"

Wie diese auffallende Vereinfachung der Klangordnung zustande gekommen ist, und welche Rolle dabei etwa das Hermannstädter Deutsch gespielt hat, ist eine geschichtliche Frage und gehört in

einen anderen Zusammenhang. Hier darf aber erwähnt werden, daß die eine auswärtige Mundart Pflegenden an der Hermannstädter Mundart oft den frischen Erdgeruch vermissen, den sie z. B. der Mediascher, und fast mehr noch der Schäßburger und Kronstädter Mundart in der Regel gerne zubilligen. Nichts wäre übrigens verständlicher, als wenn eingehendere Untersuchung in solchem Mangel den Einfluß der deutschen Gegenmundart erkennen würde.

Eine der Fragen, mit denen ich mich im Juni v. J. an unsere deutschen Schulanstalten wandte, suchte auch die gesellschaftlichen Beziehungen der Hermannstädter Mundart zu erfassen. Eingedenk jahrzehntelanger Bemühungen der Schule und ihr nahe stehender Männer um die Pflege sächsischer Volkssprache, erwartete ich Antworten, die darauf hindeuteten, daß die Hermannstädter sächsische Mundart in solchen Kreisen der Bevölkerung, die der Schule besonders nahe stehen, am liebsten gesprochen werde. Die Fragestellung muß ungeschickt gewesen sein; denn die eingelaufenen

Antworten lassen sich zu keinem klaren Bilde zusammenfassen. Die Zahlen, deren Endergebnis schon mitgeteilt worden ist, ermöglichen aber ein Urteil, daß der gehegten Erwartung zu widersprechen scheint; denn sie legen den Schluß nahe, daß auch in Hermannstadt, wie in so vielen deutschen Städten, die Unhänglichkeit an die Volkssprache mit dem Streben nach höherer Schulbildung abnehme. Es sprechen nämlich:

1. an der Knabenschule von 827 sächsischen Schülern 455 sächsisch, davon 385 Hermannstädter Mundart;
2. für die Mädchenschule lauten die entsprechenden Zahlen 717, 335, 271;
3. für die Realschule: 204, 86, 48;
4. für die höhere Mädchenschule: 162, 65, 37;
5. für das Gymnasium: 184, 66, 36;
6. für die Privatschule: 66, 13, 12.

Von 100 sächsischen Schülern sprechen demnach an diesen 6 Anstalten bzw. 55, 47, 42, 40, 36, 20 sächsisch, darunter bzw. 47, 38, 24, 23, 20, 18 Hermannstädter Mundart. Gemeint ist der Gebrauch der Volkssprache im Elternhause.

Im Spiegel

Selbstbiographische Skizze von Franz Xaver Rappus.

Zugleich mit Liliencron's „Adjutantentritten“, im Jahre 1883, kam ich zur Welt. Daß bewog meinen Vater, mich ein Jahrzehnt später in den k. u. k. Offiziersautomaten einzuwerfen: als Kind verschwindet man im Spalt der Militärrealschule und fällt mit einem kräftigen Ruck als zwanzigjähriger Leutnant aus der Akademie heraus.

Nun, bei mir bedurfte es mehrerer „Rucke“, bis ich so weit war. Ich war ein sogenanntes „schlechtes Element“. Einer meiner Erzieher prophezeite mir, ich würde auf dem Galgen enden. Bis-

her kam es nicht dazu, obwohl ich anno 1919 den Kommunismus in Budapest miterlebt habe. Es ist aber wahr, daß ich den Guten viel zu schaffen machte: statt Gleichungen höherer Grade zu lösen, löste ich das sexuelle Problem; statt über die Goethe-Schillerschen Xenien meinen Aufsatz zu schreiben, schrieb ich selbst Xenien, darin die Zelluloid-Manschetten des Deutschprofessors gegeißelt wurden; statt mich in die sphärische Trigonometrie einzuleben, lebte ich mich in Sphären aus, die mir vorgelegten Ortes die Bezeichnung „Schweinehund“ eintrugen.

Kurz: ich machte es den Herren Offizieren wirklich nicht leicht. Wiederholt schnitt man mir die „Auszeichnungen“ vom Kragen, wiederholt mußte auch mein Vater kommen und schwören, daß ich mich bessern würde. Ich besserte mich natürlich nicht; besserte mich erst in der Neustädter Akademie, als eine Chordame des Stadttheaters Einfluß auf mein Gemütsleben gewann. Ihr verdankte ich den Durchfall in „Geodäsie“ und „Kriegsgeschichte“, ihr verdankte der „Mürzzuschlager Vöte“ mein tiefempfundenes Gedicht: „An Maltshi!“, das mit den Worten begann: „O, du, die du...“

Trotzdem wurde ich ohne Zeitverlust Leutnant — Leutnant in Wien. Um es gleich zu sagen: ich gereichte meinem Regiment nicht zur Zierde. Auf der „Burgwache“ war ich unmöglich und beim Tee des Herrn Obersten fehlte ich regelmäßig. Beides kam später in meiner Qualifikationsliste zum Ausdruck. Zudem hatte ich alles, was ein Leutnant nicht haben soll: zwei Hunde, eine Schreibmaschine, ein Verhältnis und Schulden. Solcherart belastet, stand ich vor der Wahl, entweder die Kriegsschule zu versuchen oder ein anderes Hasardspiel zu riskieren. Ich entschied mich für das Billigste und wollte heiraten. Leider brannte meine Braut mit ihrem vorletzten Liebhaber durch und hinterließ mir nichts anderes als einen Zopf und die Partitur von „Lohengrin“. (Sie war eine unvergleichliche Elsa.) Seither datiert meine Liebe zur Musik und meine Neurasthenie. Die Musik ließ ich später wieder fallen, während die Neurasthenie mir treu blieb; sie wurde sogar meine wertvollste Mitgift im militärischen Friedensleben. Meine gesteigerten „Patellarreflexe“, mein „Lidflattern“, meine Reizbarkeit machten jahrelang alle Regimentsärzte beider Reichshälften erbleichen. Und — ich bekam Urlaub, so viel ich wollte. Erst ein paar

Wochen mit vollen Gebühren, dann Monate mit Wartegebühr, schließlich Jahre ohne Gebühren. Das stand auf dem Papier nur so, denn in Wirklichkeit war es ja ein und dasselbe.

Natürlich „betätigte“ ich mich die ganze Zeit über literarisch, teils weil mein Genius dazu drängte, teils um meine Vorgesetzten zu ärgern. So entstanden Gedichte, die niemand drucken wollte, und Militärhumoresken, die abgingen wie die warmen Semmeln. Was in der „Zeit“ und in der „Muskete“ erschien, machte in den Offiziersmessen die Runde, trug mir Ehren und Ehrenaffären ein, brachte meinen Leutnantsrang ins Wanken. Einmal wurde ich gewaltsam aus München heimberufen. Dort war gerade Hausball bei Roda-Roda — derselbe Hausball, der drei Tage und drei Nächte währte; ich schlief jedesmal zwei knappe Stunden in der Badewanne. Der Sturm ging vorüber — und meine Neurasthenie wurde eine „Neurasthenie höheren Grades“. Das gab die Stimmung für den ersten Roman. Er hieß „Der Weg ins Tal“ und wurde fortsetzungsweise in der vornehmen Revue „Der Gendarm“ abgedruckt. Er war bis zum Polizeihund hinunter, der darin vorkam, mißlungen, weshalb die Abonnentenzahl rasend in die Höhe schnellte. Wenn der Weltkrieg nicht gekommen wäre, schriebe ich noch heute daran.

Überhaupt der Krieg... Schon 1909 kriselte es: da rückte ich wieder zum Regiment ein. Ich witterte Blut und den Oberleutnantsstern, keines von beiden wollte ich mir entgehen lassen. „Ober“ wurde ich zwar — aber mein Feld der Ehre ward die Wiener Stiftskaserne. Aussenberg, der Freund der schönen Künste, hatte mich in das „Literarische Bureau des Kriegsministeriums“ berufen. Dort fand mein Talent den richtigen Boden: ich dichtete Verse auf patriotische

Ansichtskarten, verfaßte den Erlaß über „die Konserverierung des Mündungsdeckels M. 1909/10“ und lernte, in ärarischen Autos spazieren zu fahren. Zu früh für mich wurde Aussenberg gestürzt. Und wieder bekamen meine Nerven und die Superarbitrierungskommissionen zu tun.

Die folgenden Jahre wohnte ich teils im Café „Dobner“ in Wien, teils im Berliner „Café des Westens“, nährte mich von Sketchs, die ich für das Varieté schrieb und fiel mit einer Komödie und einer neuen Heiratschance durch. Darob erschüttert, half ich den Weltkrieg vorbereiten, indem ich mich altösterreichisch gebärdete. An historischen Tagen schlug ich so mächtig in die Leier, daß Pensionisten und Autobesitzer Tränen vergossen. Von der Hirtenberger Patronensabrik und vom Hernalser Offizierstöchternstitut kamen Anerkennungsschreiben.

Bis das Unglück wirklich geschah. Ich witterte Blut und den Hauptmannssterne — und diesmal witterte ich gut. Beim Regiment kriegte ich eine Kompagnie, ein Bataillon — und kriegte vor Zwangorod einen Lungenschuß, der mir das Leben rettete. Der Schuß machte mich auch zum Kriegsgewinner: im Reservespital betörte ich die Schwester Alexandra, die im zivilen Leben Alexandra von Malachowska hieß und heute meine Frau ist. Ihr Urahne väterlicherseits war Landmarschall von Polen, ihr Stammbaum mütterlicherseits geht bis auf den Maler Hans Holbein zurück — eine Geschichte also, die mir auch gepaßt hätte, wenn die Schwester weniger hübsch und geschickter gewesen wäre. Mit dem Lungenschuß, der sich gut, und der Frau, die sich noch besser machte, ausgestattet, nahm mein Leben darauf wieder papierene Formen an. Das Kriegspressequartier bemächtigte sich meiner. Ich war mit dabei, wie Weltgeschichte in amtliche Kommuniqués abdestilliert wurde, und war es selbst, der

die Feldherren in klirrenden Versen verherrlichte. Ich hatte meinen Schimmel für jede Eventualität und brauchte nur, wenn die eisernen Würfel fielen, den Namen einzusetzen. Daß es zwei Erzherzoge gab, die beide Josef hießen, erleichterte die Sache wesentlich. Im Pressequartier lernte ich auch eine Menge bedeutender Männer kennen: Sven Hedin, Lage Madelung, Ludwig Ganghofer, Luigi Kasimir und manche andere. Dafür mußte ich die Bekanntschaft der Generale Böhm-Ermolli, Stöger-Steiner, Pflauser-Baltin und Dr. Bardolff mit in den Kauf nehmen. Ich rächte mich, indem ich auf den Vortragsreisen der „Musikete“ ihren Ruhm über Berge und Täler trug und noch an sie glaubte, als alles schon verloren war. Der Zusammenbruch erwischte mich in Belgrad, wo ich mit knapper Not meine Kriegsbeute zusammenraffte: einen Fliegerpfeil, einen Liebesbrief in cyrillischer Schrift und sechs Liter Sliwowik. Damit floh ich, unter Bedeckung des Militär-General-Gouvernements, auf dem Donauweg nach Wien. Die Wanzen kamen von selbst mit.

Auf der herrlichen Fahrt lernte ich die Revolution in Neufäß und Budapest kennen. Auch ihre verwässerte Ausgabe in Wien blieb mir nicht erspart. Die neue Freiheit begeisterte mich dermaßen, daß ich in Wien die satirische Wochenschrift „Der Esel“ gründete. Von ihrem Ertrag lebten mehrere ehemalige Offiziere, während ich als Chefredakteur auf meine Buch-Lantienen von Allstein angewiesen blieb. Später sah ich ein, daß ich hiezu den „Esel“ nicht brauchte, und übersiedelte nach Budapest. Hier kam ich gerade zum Kommunismus zurecht. Ich kostete ihn durch bis zum Ende — Sauerkraut, Hafergrütze, Sauerkraut, Hafergrütze. Er schmeckte niederträchtig auch ohne den Wein, den die Volkskommisäre in ihr Wasser taten.

Im August besreiten mich die Ru-



Original Lithographie.

Anne Pershing.

mänen. Ich wusch mir die Hände und fuhr in meine Vaterstadt Temeschwar, ein ruhig-beschauliches Leben zu beginnen. Der Plan schlug fehl, denn man machte mir hier die Mitteilung, daß ich Schwabe sei. Ich müsse mich „völkisch“ betätigen und meinen Mann im Kampfe gegen die Widerfacher stellen. Ich tat mein Möglichstes: schrieb Leitartikel im „Banater Tageblatt“, verbesserte die Beiträge von Analphabeten, zeigte mich mit Viktor Orendi-Hommenau auf der Straße und spendete dem „Deutsch-Schwäbischen Kulturverband“ ein Wörterbuch der deutschen Sprache. Trotzdem wurde ich in der Stadt rasch beliebt: mein Vortragabend im Januar 1920 hatte siebenundvierzig Besucher, die Parteigenossen, die nicht ge-

kommen waren, miteingerechnet. Noch besser schnitt ich in Siebenbürgen ab, wo ich den „sächsischen Vogel“ entdeckte und durch meine Vorlesungen dem Erfolg des „Ostland-Jahrbuches“ die Wege ebnete. Alles in allem bin ich also auf dem besten Wege, auch in der Heimat Wurzel zu fassen. Seit Jahr und Tag kenne ich alle Klatschgeschichten, helfe mit der Phantasie nach, wenn die Wirklichkeit versagt, gebe selbst reichlich Argerniß und freue mich des Effektes. Die Hauptsache aber ist: zwei meiner Bücher gehen in Temeschwar leihweise von Hand zu Hand. Und so fehlt mir zu meinem Glück nichts anderes als ein Paß und die komfortable Eisenbahnverbindung, die nach Deutschland führt.

Neue Lieder

Einem Toten gedichtet von Hermann Klöß

BCU Noch hallt sein Schritt Library Cluj

Noch hallt sein Schritt im Ohr
mir wie Gesang stürmender Krieger:
bald schwingt das Leben, bald der Tod als Sieger
den Taktstock unsichtbar zu ihrem Chor.

Und seine Worte gehn
mit mir wie Wegblumen, dort wo ich wand're;
welkt eins, so blüht das and're
auf aus dem Erdreich, zwiefach schön.

Dem Erdreich, drin er ruht
von Nord nach Süd, soweit es Winde streifen;
wo meine Hände nach Staub greifen,
faß' ich von ihm ererbtes Gut.

Streiche, Wind, durch's Herbstgezweige . . .

Streiche, Wind, durch's Herbstgezweige,
als Saite dient dir Ast für Ast;
so weint und klagt's wie Klang der Geige . . .

Hart halten sie den Sarg gefaßt,
daß schier vom Griff der groben Hände
zersplintern seine schwachgefügtten Wände.
Und plumper knirscht als sonst ihr Schritt,
weil keine Orgel spielt, nicht Lieder brausen
um's Grab, nur nackt sein stummes Grausen
sie plötzlich im gewohnten Amt betritt . . .

Streiche, Wind, durch's Herbstgezweige,
Baum und Strauch wird so zur Geige,
der nahe Wald zum Lied,
wie mitleidweher Seele sich entringend,
um Sarg und Grab auf leichten Flügeln schwingend
dem Falter gleich, der um die Blüte zieht.

Mit flachen Spatenschlägen . . .

Mit flachen Spatenschlägen drückt
der Gräber fest die widerspenstigen Schollen;
bloß kleine Lehmfügelchen rollen
noch ab und zu,
gleich Tränen aus dem Sarg heraufgeschickt.

Weinst, mein Lieber, du?
Daß wir die Sonne dir verschüttet,
die doch dich quälte, weil sie grell aufschlug
dein Elend, das sich zäh verkittet
ins sonst so lichte Erdenkleid dir trug;
und Leute lockte, dich zu kränken,
wenn dir dein Noth im Staub nachzog,
vor Elends Last dein Kreuz sich bog,
dich niederziehend mit ihrer Bosheit Fängen.

Doch du; dein Schluchzen trifft mein Ohr
um diese Welt, die dich nicht mochte
und sich wider dein Werben kalt verschwor —
als ob hoch droben Lerchentriller pochte
schmetternd wo ans Wolkentor.

Wind fegt die Blätter, peitscht den Staub . . .

Wind fegt die Blätter, peitscht den Staub Und kollert bald, als Bettlerschmuck
wie Wolfenfehen auf vom Wege; vom Wind ihm aufgeseht, kopfüber weiter,
franzleer der Sarg, nur nebelreiches Laub mit Sand und dürrem Holz im Wirbelstug
huscht ihm wie Mäuslein zaghaft ins Gehege. hochklimmend wie auf weißprossiger Leiter.

Als sehnt' die Erde sich, ins Himmelsgrau
mit Weg und Staub und Altwerk sich zu bergen,
wo abends gleich quellfrischer Tau
statt Blumen blinkt auf fränzeleeren Särgen.

Die ersten Schollen trommeln dumpf . . .

Die ersten Schollen trommeln dumpf
wie Schlachtalarm auf seines Sarges Bretter;
schon türmt sich wüst ein nackter Hügelstumpf.

Dann Stille; ob nicht Kräh'n in gieriger Haft
durch's Buschwerk schwärmen, letzte welke Blätter
ihm abstreifend mit dunkler Flügel Last;
ob nicht der Wolf weit wo im Nebel kreist,
der Leiche Duft mit durstigen Nüstern
auffaugend, zäh am eig'nen Fell sich reißt,
nach lecker'm Schmaus den Kräh'n gleich lüstern . . .

Und jemand klagt — um ihn; daß Wehelaut
heraufirrt langgezogen durch die Stille;
der nicht verstummt, bis Morgendämm' rung graut,
bald leis durchdringend, gleich dem Lied der Grille,
bald wie die Nachtigall durchbrechend blind
in wilder Klänge Sturz des Schweigens Hülle
als schluchzt die Erde mit um ihn, ihr Kind.

Fast ins freie Feld gestoßen . . .

Fast ins freie Feld gestoßen
knapp an der Friedhofsgrenze reißt
sein Grab sich eng mit andern schmalen, bloßen
wie schlafende Soldaten im Marschkleid.

Und slicht der Tag aus ersten Dämmerhauchen
sein blaßes Flammengeh um Wies' und Welt,
sieht jene Hügel du ins Licht austauschen,
weil hier nicht Baum noch Denkstein Schatten hält;

als gält' es ewige Ziele zu ersiegen
für die im Friedhofs-Armenwinkel noch, —
wo rings viel prunkverhängte Gräber liegen
gedrückt von ihrer Stein' und Kränze Joch . . .

Wie der Soldat sich aus dem Schlaf ins Drängen
der Schlacht gleich siegestrunken stellt,
mit starkem Flügelrauschen aus den Fängen
der Erde aufsteigt und der Herrn im Zelt.

Es will nicht schnein . . .

Es will nicht schnein,
als scheute sich der Schnee zu rühren
mit seinem hellweiß zarten Glöcklein,
die leis im Fallen wie von Silber klirren,
ans häßlich lehmgestampfte Grab;
hielt' lieber sich im Himmelschrein geborgen
wie Brautklinnen, gehäuft zum Hochzeitmorgen.

Ach, fiel' er nur in Wolken weiß herab,
ein Schleier, drin selbst der Tod sein Antlitz deckte,
daß er die Sense wie ein Fähnlein trüg',
nicht maßlos mehr die Schritte reckte
und sich fast bürgerlich zu unser'm Kreise schlüg'.

Es will nicht schnein . . .

Und längst schon mühte doch das Grab umschlossen
vom Flockenkleid wie ein Schneewittchen sein;
bis Zwerge es erspähn, dran rücken, stoßen,
bei Hüh und Hott, Gesluch und Schrein
weit weg mit ihm ins Wintersgrau sich trollen,
sein prunkend Schneegewand ihm hüten sollen.



Politik und Volkswirtschaft

.....

Politische Rundschau

Von Dr. Hans Otto Roth

Bukarest, am 5. März 1921.

Die Beweggründe für die Schaffung des Unterstaatssekretariates für völkische Minderheiten sind uns auch heute nach Sanktionierung und Veröffentlichung des Gesetzes noch nicht bekannt. Sein Schöpfer ist nicht Argetoianu, sondern der Kultusminister Oktavian Goga. Was Goga seinerzeit über die Errichtung des Unterstaatssekretariates gesagt und geschrieben hat, lag auf der Linie einer den völkischen Minderheiten wohlgesinnten Politik. Seither scheint sein Plan die verschiedensten Wandlungen mitgemacht zu haben. Wir wollen zur Klärung unserer Stellungnahme drei Äußerungen Argetoianus, die er während der Parlamentsdebatte über das Unterstaatssekretariat getan hat, anführen und versuchen, uns auf ihrer Grundlage ein Bild über die politischen Absichten der Regierung zu machen. Ende Dezember sagte der Innenminister während einer Rede Jancu Nistor's im Senat, daß die völkischen Minderheiten in drei Monaten nicht mehr viel Lobendes über das neue Unterstaatssekretariat werden sagen können. Im Laufe der Aussprache in der Kammer erklärte er, daß das Unterstaatssekretariat nicht eine Schutzstelle für die völkischen Minderheiten sein solle, sondern bloß eine objektiv urteilende Behörde für den örtlichen Streit der Minderheiten mit den Interessen der Staatsgewalt, vor allem aber ein Organ zur Bekämpfung der staatsgefährlichen Propaganda. In der vorigen Woche schließlich sagte Argetoianu im Senat, daß der Zweck des Unterstaatssekretariates die Bekämpfung der gefährlichen Bestrebungen der völkischen Minderheiten sei. Wenn wir

diese Aussprüche des Innenministers als alleinige Grundlage für die Bildung unseres politischen Urteils nehmen, so müßten wir der Kritik des Abgeordneten Camarasescu, eines Anhängers Take Jonescus beipflichten, der der Befürchtung Ausdruck gab, daß Rumänien auf diese Weise immer mehr in die gefährliche Politik der russischen Okhrana einmünde. Zum Glück ist in unserem Staate zwischen Absicht und Durchführung immer ein gewaltiger Abstand. Ich glaube nicht, daß sich die Ansichten im Kabinett Averescu in der Frage der Minderheitspolitik wirklich geklärt und daß sie bereits zu bestimmten Schlußfolgerungen geführt haben. Es schwebt alles in diesem Lande, was sich mit der Minderheitsfrage beschäftigt, ständig zwischen Furcht und Großmut. Aber eines beobachten wir mit großer Schärfe: es beginnen sich um die Minderheitsfrage herum allmählich staatsrechtliche Theorien zu bilden. Der Begriff des einheitlichen Nationalstaates nimmt schon klare Formen an. Nur wissen auch diejenigen, die diesen Gedanken freimütig aussprechen, nicht, welche Stellung im Staate sie den völkischen Minderheiten zuweisen und wie sie den Grundsatz der Gleichberechtigung der Völker politisch ins Leben umsetzen sollen. Die Frage der völkischen Minderheiten als Menschheitsproblem und politische Staatsfrage ist aber gerade dadurch von so großer Bedeutung, daß es sich nicht um Individualrechte einzelner anderssprachiger Staatsbürger handelt, sondern um das kulturelle, wirtschaftliche, gesellschaftliche und politische Gemeinschaftsleben der Minderheitsvölker. Wenn ein Staat mit großen und kul-

turell entwickelten Volksminderheiten nicht den Standpunkt der Entnationalisierung vertritt, so kann er nicht darum herum, den Minderheiten als Volksgemeinschaften bestimmte verfassungsmäßige Rechte einzuräumen. An diesen Gedanken knüpfen die politisch Mißtrauischen und Unklaren in der Regel das Bedenken der Gefahr des „Staates im Staate“. Wir kennen diesen Schreckgedanken und wissen, daß er keinen erfahrenen Politiker wirklich erschrecken wird. Weder als Politiker noch als Jurist kann man sich ernstlich mit diesem Einwand beschäftigen. Der „Staat im Staat“ entsteht nur dort, wo Souveränitätsrechte auf einen Teil der Staatsbürger übertragen werden. Ein solches Verlangen stellen wir nicht und es ist auch zur Lösung der Minderheitsfrage gar nicht notwendig. Aber wir fordern und wünschen die Ermöglichung der ungehinderten Fortführung unseres völkischen Gemeinschaftslebens. Bei jedem grundlegenden Gesetz wird diese entscheidende Frage des Minderheitsproblems berührt. Bei der Einteilung der Wahlkreise, der Verwaltungsgebiete, der Schaffung der neuen Verwaltungsreform, der Festsetzung der Kompetenz der örtlichen, Komitats- und Regionalbehörden, bei der Sprachenfrage und vielen anderen Fragen. Ein Entwurf der Regierung zur neuen Komitats-einteilung

zieht die Auflösung und Zersplitterung aller geschlossenen völkischen Siedlungsgebiete vor und ihre Majorisierung durch rumänische Bevölkerungssteile. Aus diesen Plänen tritt eine neue, gefährliche Konzeption hervor, die Absicht der Zermürbung und Zermalmung der geschlossenen nicht-rumänischen Volksgebiete. Wird daraus Ernst gemacht, so stehen wir am Anfang eines großen Kampfes der Minderheiten um ihren Bestand und ihre politischen Rechte, der in seiner Bedeutung weit über die innere Politik hinausgreifen wird. Wir drohen damit nicht, denn wir Deutschen sind vielleicht das einzige nicht-rumänische Volk in unserem Lande, das keine Aspirationen hat, die über die Grenzen reichen. Aber wir sagen es als genaue Kenner der Minderheitspolitik und aller ihrer politischen Auswirkungen. Es ist jedenfalls verlockend für einen Staatsmann, ein so grandioses Problem mit weitausgreifender, gewalttätiger Politik zu meistern. Aber es ist nach den europäischen Erfahrungen der letzten Jahrzehnte ein Spiel auf Leben und Tod. Die Errichtung des neuen Unterstaatssekretariates erfüllt uns mit schwerer Sorge. Aber wir wollen unseren Glauben noch nicht ganz aufgeben, sondern die Entwicklung der Dinge aus unserer politischen Reserve heraus erst eine Zeitlang scharf beobachten.

Kulturfragen

.....

Die Regelung der Zeit (Kalender und Stunde)

Von Gustav Baron Bedeus

(Fortsetzung.)

4. Das Dezimalsystem im Jahre.
Datierung bloß mit der fortlaufenden Tageszahl.

Vielleicht mehr noch als die Gleichheit fast aller Monate spricht für die bloß 30 tägigen, bzw. gegen die 31 tägigen

Monate der Umstand, daß die Tageszahl 30 eine dezimale Größe, ein rundes Tagzehnt, eine dezimale Vielfältigung des Tages ist, die sich also auch dezimal teilen läßt.

Ich hatte schon in den einleitenden

Ausführungen auf die große Wichtigkeit hingewiesen, die dem Umstande zukommt, daß unsere Maßeinheiten dem nun eben geltenden Zahlensystem, dem Zehnersystem entsprechen: Denn in diesem Falle sind die Zehnfachen und Dezimalen durch die Anschrift der Zahl, bzw. Versetzung des Dezimalpunktes ohne weitere unnütze Zeit- und Arbeitsvergeudung von selbst gegeben.

Wir sahen dann aber, daß die Tageszahl 360, als die bedeutungsvollste Kulminationzahl des anerkannt besten Zahlensystems, des Zwölfersystems die Zwölftteilung des Jahres geradezu erzwingt, um so mehr, als die Dezimalteilung der 365 Tage viel weniger Wichtigkeit besitzt, als die günstige Teilbarkeit der Anzahl der Monatstage.

Mit anderen Worten: Aus den naturgegebenen Zeitmaßeinheiten: Jahr und Tag ergibt sich wohl, daß das Jahr nicht rein dezimal, also in gleiche Teile von 10 oder 100 Tagen geteilt werden kann; aber umgekehrt ist die Zusammenfassung der Tage streng nach dem Dezimalsystem zu Tagzehnten und Taghunderten (Dekadien und Hektodien) anstandslos möglich; freilich nur bis zu 365 oder 366 Tagen. Diese Zusammenfassung ist schon in der einfachen Anschrift der laufenden Zahl eines Tages gegeben, d. h. in der Zahl, die anzeigt, der wievielte Tag er im Jahre ist. Der ganze Fehler besteht bloß darin, daß die dezimale Zusammenfassung plötzlich und zwar nicht mit einer Dezimalpotenz endet.

Es wäre aber nicht einzusehen, weshalb wir von der Anwendung des Dezimalsystems, wenigstens, soweit es sich eben in obiger Weise erbieht, absehen sollten.

Hienach werden die 365 oder 366 Tage des Jahres einfach fortlaufend gezählt. Das Jahr besteht so aus drei vollen und einem verstümmelten Tagehundert und diese aus Tagzehnten. Die

laufende Zahl eines Tages ist zugleich sein Datum. Es sollte hinter der Jahreszahl (von ihr durch einen Doppelpunkt getrennt) geschrieben werden; z. B. wäre der „15. November 1920“ oder „15. XI 1920“ nun als der 315. Tag des Jahres „920: 315“ zu schreiben.

Daß es bei der Anschrift der Datierung, schon unserem Zahlensystem gemäß, richtiger ist, die größere Einheit, also die Zahl des Jahres vor die des Tages vorzusetzen, hatte ich schon in einem früheren Abschnitte begründet.

Es entfällt hiedurch die gänzlich zwecklose Einschaltung eines dritten Zeitmaßes zwischen die — leider unvermeidlichen — schon zwei Zeitmaße des Jahres und des Tages, — bei der ungeheueren Menge der Datierungen gewiß eine ganz bedeutende Ersparnis; ja es entfällt selbst eine Fehlerquelle. Denn es kommt nicht gar selten vor, daß nur die Tages- und Monatszahl, und zwar beide mit arabischen Ziffern angeschrieben werden, und, da auch die Reihenfolge der Tages- und Monatszahl keine unbedingt feststehende ist, ist es oft fraglich, welche Ziffer die Tages- und welche die Monatszahl angibt.

Hier zeigt es sich, daß „der Sklave seine Ketten nicht fühlt!“ Was würden wir doch dazu sagen, wollte man wieder die Zählung nach 4 jährigen Olympiaden, wie sie in Griechenland bestanden, einführen, so daß wir nicht mehr schrieben: „15. November 1920“, sondern „15. November des IV. Jahres der 480. Olympiade“? Und genau der gleiche — Verzeihung! Was ist es denn sonst? — Unsinn ist das ebenso unnötige und erschwerende Anschreiben auch noch des Monates! Mit anderen Worten: Es ist vollständig unnötig und zwecklos, ja außerordentlich schwerfällig, die Zählung der Tage in besonderen Tagesgruppen (in den Monaten) immer wieder von 1 zu beginnen.

Die Tageszahl-Datierung bietet aber außer der großen Ersparnis bei Aussprache und Anschrift des Datums auch eine unglaubliche Erleichterung aller Fristberechnungen. Wollen wir wissen, wieviel Tage vom 27. Februar bis Christsonntag sind, erfordert dies Rechenzempel eine umständliche, gar nicht kleine Berechnung. Bei der Tageszahl-Datierung lautet die Frage: Wieviel Tage sind vom 58. bis 359. Tage? Jedes Kind wird sogleich sagen: 301! Wie lange müßte man heute daran rechnen? Welche Riesenmenge von Berechnungen und Zeit würde in den zahllosen Banken erspart, wenn die Tageszahl-Datierung eingeführt würde!

Wie unendlich einfach ist auch die Wochentagberechnung bei dieser Datierung! Man braucht nun hier nur den Wochentag des letzten Tages des Vorjahres zu wissen und die Anzahl von Tagen hinzuzuzählen, die übrig bleibt, wenn die Tageszahl durch 7 dividiert wird; z. B. auf welchen Wochentag fällt der 325., wenn der Sylvestertag des Vorjahres ein Samstag war? $325 : 7 = 46$ Wochen und es bleiben noch 3 Tage Rest; diese zu Samstag hinzugezählt, ist der 325. ein Dienstag.

Eine neuzeitliche Kalenderreform ist nur auf der Basis der Tageszahl-Datierung denkbar!

Und doch hatten wir schon von vorneherein die „monatsfreien“ Lösungen abgelehnt! Wir haben das Monat als unbedingt notwendig gefordert.

Nun ist ja aber auch bei der Tageszahl-Datierung die Zusammenfassung der Tage auch zu anderen Gruppen, als zu Tagzehnten und Taghunderten, ganz wohl möglich; z. B. zu dreißig Tagen, also unseren Monaten. Dann ist eben der 1.—30. der Januar, der 31.—60. der Februar uff. In Kürzestem weiß dann jedermann, daß der 195. der 15. Juli ist, da 6 Monate zu 30 Tagen = 180 Tage

sind, also 15 Tage in das 7. Monat Juli fallen, oder aber jedermann würde sehr bald wissen, daß der Juli den 181.—210. Tag umfaßt, daher der 195. der 15. Juli ist.

Mit dieser Tageszahl-Datierung sind aber nur die 30-tägigen gleichen Monate vereinbarlich: Monate mit 31 Tagen würden ganz unmögliche Komplikationen ergeben: Es wäre dann der Februar der 31.—61., der März der 62.—91., der April der 92.—122., der Mai der 123.—152.! Die Tageszahl würde mit der des Monatsdatums in der Einerzahl nicht mehr übereinstimmen; es wäre z. B. der 184. Tag der 1. Juli; dagegen ist bei 30-tägigen Monaten der 1. Juli auch der 181. Tag.

Mit dieser Tageszahl-Datierung ist jedoch anstandslos vereinbarlich, daß im Gebrauche des täglichen Lebens die bisherige, d. h. jedes Monat neu von 1 beginnende Monatsdatierung auch weiterhin benützt wird, namentlich für allmonatlich auf bestimmte Tage des Monats fallende Termine, wie z. B. Gehaltszahlungen, die auf den 1. jeden Monats fallen.

Über für schriftliche Datierungen wird in der Regel die Tagesdatierung zu verwenden sein.

Darum müssen dann hinfort Kalender und Zeitungen die Tages- und Monatsdatierung (natürlich ergänzt mit den Wochen- und Feiertagen) anzeigen.

Das Ergebnis meiner Ausführungen über das Monat fasse ich in folgenden Sätzen zusammen: 1. Das 30-tägige Monat vereint in sich die Vorzüge des Zwölfer- und Zehnersystems und den der gleichen Länge von elf Monaten. Eine neuzeitliche Regelung muß also mit den fort und fort störenden 31-tägigen Monaten endgiltig brechen. Der Dezember erhält 35 (36) Tage, ist daher auch als längeres Monat zu behandeln.

2. Die Datierung (außer nach dem Jahre und Tage) auch nach dem Monate ist ein Überbleibsel der Vergangenheit; wir müssen uns von dieser unnötigen Erschwerung befreien, d. h. es ist die Datierung bloß nach der Tageszahl im Jahre als Regel ein-

zuführen. Sie erleichtert Frisiberechnungen und die Berechnung des einem Datum entsprechenden Wochentages überaus.

Doch ist auch weiterhin auch der Gebrauch der Monatsdatierung für die Zwecke, die diese erfordern, zu belassen.

(Fortsetzung folgt.)

L i t e r a t u r

H. Lienert, *Et fit him. E sachsesh Castpäll an drän Afzäjen*. Bei G. A. Reichenberger, Mediasch 1921. Für die Beurteilung des Volksstückes gilt im allgemeinen nicht der gleiche strenge Maßstab wie für das Drama der Gebildeten. Letzteres soll ja ein Kunstwerk an und für sich sein, geboren rein aus dem Drang zu künstlerischer Gestaltung, ohne eine andere Absicht als die, daß wir die Gestalten des Dichters nacherleben. Daher fordert das Drama der Gebildeten eine streng und rein ästhetische Erörterung. Nicht so das Volksstück, für das die Lehre seines ersten großen Vertreters Anzengruber gilt, daß es die Absicht des Unterhaltens mit der des Belehrens verbinden soll. Die Absicht des Belehrens gibt der ganzen Gattung Volksstück einen moralisch-philiströsen Beigeschmack, entspricht aber durchaus der Auffassung, die das Volk von Kunst und Bühne hat; sie bedeutet ferner für das Volksstück als Kunstwerk eine Gefahr, die nur von starken Dichtern wie Anzengruber restlos überwunden wird. Die meisten Volksstücke werden denn auch wegen jener Doppelabsicht nicht von Dichtern, sondern von — Verfassern geschrieben; verdient aber die erzieherische Absicht dieser Verfasser nicht den Vorzug vor der talentvoll verborgenen Geschäftsabsicht so vieler Sittenstückdichter (z. B. Blumenthal; Operettentexte), die die Lachmuskeln und Tränenrüfen des abendlich müden Spießbürgers überreizen müssen, damit er willig die Gelbbörse öffnet?

Von „dichtenden Volkserziehern“ sind auch die meisten sächsischen Volksstücke geschrieben und entziehen sich demnach einer rein ästhetisch-literarischen Erörterung. Zu den wenigen von Dichtern geschriebenen Stücken, die auch die Ansprüche eines ästhetisch gebildeten Publikums befriedigen können, gehört das vorliegende „Et fit him“

von H. Lienert. Die Fabel, aber auch bloß die, berührt sich mit der im „Hantlichrand“ von W. Morres. Während nämlich das letztere Stück künstlerisch anspruchslos, dramatisch unmöglich ist, fühlen wir bei Lienert künstlerischen Ausdruck und dramatisch-komische Wirkung. Im „Hantlichrand“ will der wunder- und geisterfüchtige Wirtschaftler seine brave Tochter an einen reichen einfältigen Burschen verschachern. Bloß damit dieser sie nicht bekommt, erscheint ein Bursch dem Wirtschaftler zur Abschreckung als der Geist seines Amtsvorgängers, der die eigene Tochter durch erzwungene Ehe in ein frühes Grab gebracht hatte, unter den Gewissensbissen zusammengebrochen und schließlich in einem Graben ertrunken war. Das grobe Mittel wirkt, und ein dritter Bursch erhält plangemäß die Tochter. Das Stück endet, ohne daß der Wirtschaftler und seine Tochter über den Betrug aufgeklärt werden!

Bei Lienert ist es der alte Witwer Thomas, der sein junges, bei ihm wohnendes Patenkind Martha heiraten möchte. Er hat kein gutes Gewissen dabei, und als Ausdruck dessen sucht ihn, psychologisch begründet, der Schatten seiner energischen Frau heim (et fit him), um ihn abzuhalten. Hier setzt das Stück ein. Der Alte trinkt sich Mut an und bringt seine Werbung dringlich vor. Nun hat auch Martha nichts mehr gegen das von ihrem Hans, dem Sohn des Hannen, ausgeheckte Schreckmittel einzuwenden: die Schwester des Hans stört noch am selben Abend als Geist den Alten aus dem Schlaf auf, verbietet dem Fassungslosen die Absicht auf Martha und befiehlt ihm, sich die Nachbarinwitwe zu nehmen (die ohnehin sehr um ihn tut). Die Spannung an der Geistererscheinung wird hier wie im „Hantlichrand“ dadurch vermindert, daß das Publikum im voraus unterrichtet ist. Bei Morres ist dies

der tote Punkt der Handlung (in der Mitte des Stückes). Lienierts dichterischer Instinkt erlebte daher den Spuk rasch im ersten Akt und führt gleichzeitig eine Nebenhandlung ein, also einen neuen Spannungsgrund. Auf den Hilferuf des Thomas verschwindet das Gespenst, es eilt der Nachtwächter herbei, und es kommt hinter der Bühne zu einer Prügelei, in die merkwürdigerweise auch die Nachbarinwitwe und der Amtsdienner verwickelt werden. In ergötzlichem, mit behaglicher Naturtreue geschildertem Verhör vor dem Hannen wird die Prügelei aufgeklärt, und es enthüllen sich anschaulich die Schwächen der Beteiligten (zweiter Akt). Auch die des Hannen; er hat eine schwer fallende Ruh im Stalle und eilt schließlich nach Hause, bevor ihm die schwüle Erkenntnis kommen soll, daß der ganze Spuk aus seinem würdigen Hause ausgegangen ist. Für den dritten Akt bleibt nicht mehr viel Spannendes, die Aufklärung des Hannen und des Thomas und das gute Ende, wo der letztere nach etwas Zorn und Sträuben sich mit dem jungen Paar ausöhnt und mit der Nachbarinwitwe vorlieb nimmt.

So tritt der dritte Akt hinter dem zweiten zurück, wie überhaupt das Hauptmotiv, der Zwiespalt in Thomas, gegenüber dem Dorfereignis, der Prügelei. Es ist eben volkstümlich, daß das Persönliche leicht in der Umwelt aufgeht. Die gelungenste Szene ist daher auch die des zweiten Aktes mit der sprudelnden, ergötzlichen Milieuschilderung. Die Gespräche zwischen dem Amtsdienner, seiner Frau, dem Nachtwächter und der Nachbarinwitwe gehören sicherlich zu dem Besten, das die sächsischen Volksstücke an nicht zu dick aufgetragener komischer Charakteristik aufweisen können. Die anderen Personen sind zwar episch gut, aber dramatisch blaß. Wir hätten hier mehr Gegenseitigkeit gewünscht, vor allen im Thomas mehr Mischung. Er ist doch zu einfach, ein „Palustes“, der weder tief in die Patsche gerät, noch einen spannenden Gegenschlag führen kann. Seine Absichten auf das Mädchen sind einzig in der bequemen Überlegung begründet, daß sie auf ihn angewiesen sei und ihm dankbar sein müsse; hierin steckt kein dramatisches Motiv. Die fallende Ruh des Hannen ist ein gutes Mittel drastischer Wirkung; literarisch verdiente etwa der nicht entwickelte Zwiespalt des Vaters und

Richters in ihm den Vorzug. Überhaupt wird die Komik und Bewegtheit, zumal im dritten Akt, dadurch gedrückt, daß allen Personen daran liegt, eine starke Bloßstellung zu vermeiden. Es soll nur kein „Argernis“ entstehen! Das dramatische Ur-element, der Widerstreit, wird so gedämpft.

Gegenüber dem „Leicht“ fehlt in „Et fit him“ eine Hauptgestalt von starker Mischung und Bewegtheit. Wie sehr aber auch dieses Stück über dem ersten „Hochzeit“ steht, ergibt etwa ein Vergleich des den zwei Stücken gemeinsamen Amtsdienerehepaares. — In „Hochzeit“ laufen die Stilextreme des Volksstückes und literarischen Lustspiels, Besenstielkomik und Federstielkomik, unausgeglichen nebeneinander; heute dagegen erscheint ein ausgeglichener dichterischer Realismus als die literarische Note Lienierts, und die oben erwähnte Doppelabsicht des Volksstückes ist in einem Maße künstlerisch aufgelöst, wie bei kaum einem seiner Vorgänger. Er hat keine Lachkost um jeden Preis und keine Sentimentalität, keine episodenhafte Kopien von Volksgebräuchen, die den mangelnden Fluß dichterischer Erfindung verdecken, keine mit Bibelsprüchen verbrämte und nicht poetisierte Moral.

Wir wünschen, daß Lienierts auf dieser Höhe bleibe und vielleicht noch höher gelange. Daß dies Stück, dessen schwieriger Dialekt den Genuß beim bloßen Lesen behindert, in Stadt und Land seine Kunde machen wird, ist selbstverständlich. Es müßten aber auch solche Volksstücke eine innigere Verbindung zwischen Stadt und Land auf den Brettern der sächsischen Volksbühne herbeiführen. Man hat den Eindruck, daß das geistige Leben in einigen sächsischen Städten an Überproduktion leidet. Wäre es nicht ein Ableitungsweg für solchen Überschuß, wenn die städtischen Theatergesellschaften ihr Kulturamt mehr als bisher auch auf die Dörfer der Umgebung ausdehnten (Veratungen, Aufführungen) und so verhinderten, daß auf dem Lande von Sachsen „Im weißen Röhl“ und „Rund um die Liebe“ gespielt werden? Dr. M. H.

Franz Xaver Rappus' literarische Tätigkeit. Wir bringen im folgenden ausführliche bibliographische Daten über den Dichter als willkommene Ergänzung zur Selbstbiographie in diesem Heft.

Veröffentlichungen in Buchform:

- 1903: „Im mohrengrauen Rock“. Seidel & Sohn, Wien (vergriffen).
 1909: „Ja! Welche Lust...“ Seidel & Sohn, Wien (vergriffen).
 1912: „Der Liebeskönig“, Komödie. Gemeinsam mit Kurt Robitschek (Bühnenverlag Fritz Alten, Berlin).
 1914: „Durchs Monokel“. Karl Harbauer, Wien (vergriffen).
 1916: „Blut und Eisen“, Kriegsromanen. Julius Hoffmann, Stuttgart.
 1918: „Die lebenden Vierzehn“, Roman. Ullstein & Co., Berlin.

Die ersten drei erzählenden Werke: Militärsatiren.

Aufgeführte Bühnenwerke:

- 1917: „Das neue Gold“, Lustspiel. Gemeinsam mit Siegfried Geher. Im Herbst an der „Neuen Wiener Bühne“ 25 mal en suite aufgeführt. Eine dreiaktige Satire auf die Kriegsgewinner, nach dem Wiener Erfolg von zahlreichen Provinzbühnen gegeben.
 1914: „Die Tapete“, Beamtensatire in einem Akt. Zum erstenmal aufgeführt im Kabarett „Wiener Künstlerspiele“, dort über 30 mal en suite, sodann von zahlreichen anderen Kabarettts gegeben. Sehr scharfe Verhöhnung der Bürokratie im Simplizissimus-Stil.

Mitarbeit an der periodischen Literatur:

Erste Arbeiten in der neugegründeten „Die Zeit“. Nach 1905 ständiger Mitarbeiter im Feuilleton. Zahlreiche Buchbesprechungen im Literaturblatt.

Ab 1906: Ständiger Mitarbeiter der „Musikete“. Gereimte und ungereimte Satiren, unzählige „Bilderbogen“, aber auch ernste Skizzen und Novellen, sowie Lyrik. Während des Krieges als erster rein menschliche Note betont: „Gebet am 13. 30“, „Des Kriegers Heimkehr“, „La gloire“, etc. Gelegentliche Mitarbeit an der Münchner „Jugend“. Am bekanntesten: „Doch Ihr, die Ihr lebt...“ (Jugend).

Während des Krieges Mitarbeit im Feuilleton der „Vossischen Zeitung“ (Berlin), der „B. Z. am Mittag“ (Berlin), der „Neuen Freien Presse“, des „Neuen Wiener Journal“, des „Pester Lloyd“ (über 30 Feuilletons).

Nach dem Kriege wegen schlechter Valuta alle Mitarbeit an Wiener Blättern eingestellt. Dagegen Mitarbeit für reichsdeutsche Blätter fortgesetzt: „Vossische Zeitung“, „B. Z. am Mittag“, „Woche“. In der Regel erscheinen Veröffentlichungen in siebenbürgischen Blättern gleichzeitig auch in Berlin. So: „Die Wand“ („Ostland“ und „Vossische Zeitung“), „Der Kinderwagen“ („Deutsche Tagespost“ und „Vossische Zeitung“), „Die Urbanduhr“ („Frühling“ und „Vossische Zeitung“), „Besuch an der Grenze“ („Ostland“ und „B. Z. am Mittag“) etc.

Kabarett-Literatur:

Zahlreiche Lieder und Chansontexte. Komponiert von Bela Lasky, Robert Stolz, Hans von Jois. Die stärksten Erfolge der Mela Mars (im Vorjahre in Berlin nach einer Blinddarmpoperation gestorben): „Das heiße Herz“. Lyra-Verlag, Wien. „Vier Pferde“ ebendort. Beide vertont von Lasky. In Wien sehr populär: „Rote Rosen“, Lied, vertont von Stolz, Verlag Robitschek, Wien. Daneben zahlreiche Bluetten, auch ein Chanson „Mein Püppchen“, vertont von Emil Maitwald, der später Militärkapellmeister in Hermannstadt war (Schuberthausverlag, Wien). Daneben viele Duo-Szenen fürs Kabarett, Vänkel etc.

In Vorbereitung.

„Die Kuckuckshuh“, Komödie in drei Akten (Bühnenverlag und Vertrieb M. Bard, Wien) gelangte im Spätherbst zur Versendung an die Bühnen.

Ein Band Satiren, Verlag noch nicht feststehend, „Der Griff ins Gitter“ (Deutsche Tagespost), Verlag noch nicht bestimmt. Ein Band Novellen, ebenso, usw.

Rabindranath Tagore: „Das Heim und die Welt“. Roman. (Kurt Wolff-Verlag, München 1920.) Des indischen Dichters Erzählungen hatten mich enttäuscht, nun las ich diesen Roman, und bin plötzlich tief im Strome, der aus Tagores Gedichten auch fließt.

Der äußere Entwurf: Die junge Frau eines legendenhaft guten Menschen, eines indischen Fürsten, fand bei ihrem Gatten den Anschluß an europäische Kultur und durch diese die freie Rückkehr zu den gütigen Lehren des Radschah; da wird sie durch einen Freund ihres Mannes in die natio-

nalistische Bewegung ihrer Heimat hinein-gerissen. Dieser Freund, der bewußte Herrenmensch, sucht die Frau an sich zu fetten durch meisterhaft ausgeführte Manöver, die oft an Kierkegaards: „Tagebuch eines Verführers“ erinnern würden, wenn sie nicht teils bewußt brutal über einer weichen Seele aufgebaut wären, teils aus äußerem Egoismus, der weiter reicht, als erotische Gier, bestünden. Der Fürst steht, trotz tiefer Anteilnahme am Schicksal seines Volkes, der Erhebung ferne, weil er die üblen Mittel ihrer Arbeit verachtet und ihren Nutzen bei einer Wirkung auf längere Zeit schwinden sieht, da die harmonische Entwicklung zur äußeren Freiheit ihm, durch die gänzliche Außerachtlassung der inneren unmöglich, nur zu kurzem hypnotischem Rausch zu führen scheint. Die Frau findet schließlich zurück, nachdem sie sich im Glauben, der Nation zu helfen, zu einem Diebstahl an ihres Mannes Eigentum verleiten läßt und erkennt, daß der Verführer das Geld für eigene Zwecke bewahrt. Der letzte Rest Tiefe zwingt diesen die Summe zurückzugeben.

Der Roman setzt sich aus Tagebuchblättern der drei Hauptpersonen zusammen, also ein Roman mit breitem Erzählungsfluß.

Man fühlt den Jnder, den in großer Landschaft aus uralter Kultur geborenen Menschen hinter jedem Satz. Die tiefe Tendenz, die durch die meisterhafte Schilderung geht, ist jenseits aller nüchternen Wirtschaftslogik, ist aktuell gerade in dieser Zeit, wo auf den Trümmern einer maßlos egoistischen Welt ein Aufbau mit gleichen rein äußerlichen ökonomischen Mitteln versucht wird, ganz ohne das Primäre jeder Weltänderung, die kulturell-geistig-seelische Läuterung zu berücksichtigen. Wozu die Selbstzerfleischung der Völker? Wozu die Erstrebung wirtschaftlicher Vorteile? Wozu der nationale Ehrgeiz? Werden die inneren Leiden der Menschheit dadurch tangiert? Ja, werden die äußeren Verhältnisse nach dem Erfolge für länger als einige Jahrzehnte gebessert? Ist der Sieg nicht immer die Quelle neuen Mordens?

Von innen heraus ist die Heilung der Wunden zu suchen.

Und jedes Mittel dazu wird heilig nur dann, wenn es die Projektion auf die Ewigkeit anhält.

In diesem Zusammenhang finde ich

große Beruhigung in der Tatsache, daß auch in den anderen kriegsführenden Ländern die bedeutendsten geistigen Vertreter, die nicht an der Wissenschaft — also an einer dem Zeitgeist fremder gegenüberstehenden Entwicklung — arbeiten, sondern jene, die unmittelbar das Wesen der Kultur bestimmen, die Künstler und Philosophen, kriegsfeindlich waren. Mit Ausnahme unzähliger Schlachtheher vom Schlage Bloems, und mit Ausnahme Richard Dehmels, der aber das schöne für ihn so charakteristische Wort kurz vor dem Tode aussprach: „Ich war nicht kriegs-, ich war schicksalsbegeistert“ —, also mit Ausnahme dieser haben vom 1. Augusttage 1914 an jene anderen schweigen oder in die Schweiz gehen müssen, die ahnungsvoll den Gehalt dieser Zeit erfaßten: Kapitalstransaktion im Dienste des Krieges. Franzosen (Barbusse, Romain Rolland), Deutsche (Karl Kraus, Heinrich Mann, Sternheim, Rubiner, Benn usw., usw.), deren von der Zensur unterdrückte Aufrufe gegen den Krieg erst nach der Revolution bekannt wurden.

Zu diesen gesellt sich Tagore, der tiefste Ethiker, der schlichteste unter ihnen, dessen Wesen nicht durch unmittelbare Anschauung so namenlos zerrissen ward und deshalb vielleicht der umfassendste.

Und sollte wirklich nicht von diesen Männern mehr Heil zu erhoffen sein, als von den verzweifeltsten Wirtschaftsversuchen des Kapitals und des Kommunismus?

Ich glaube immer noch, daß wahre Ideen tiefer dringen, als das Schwert. Es ist dies nicht die Träumerei eines Schwärmers. Drei Blätter der Weltgeschichte genügen zum Beweise.

Und schreit unsere Zeit nicht lauter als jede frühere nach dem Heiland?

Er wird kommen — neu —! Und das Rasseln der Eisenbahnen und das wahn sinnige Gekirre der vermeintlichen Sieger wird seine Stimme nicht übertönen!

Gleichzeitig weise ich hin auf Karl Sternheims neues Werk: „Berlin oder Juste Milieu“. (Kurt Wolff-Verlag, München 1920.) Jeder Satiriker findet seine Berechtigung einzig durch den Gehalt der Ideen, die er durch die satirische Behandlung seines Stoffes, und das ist immer der Mensch, mittelbar verteidigt. Durch den Wert seiner Berufung Den heldenhaftesten dieser Ringer kennen wir in Karl Kraus.

Sternheim darf auf die Geistigkeit, ethische Bedeutung, auf die Höhe, die Selbstständigkeit, die Art Kraus' nicht Anspruch erheben.

Sternheim ist der Maler der Zeit, der selbst stark in ihr wurzelt und vielleicht aus diesem Grunde schon ihr unerbittlichster Hasser.

Seine Komödien, Erzählungen (besonders: Buschew, Napoleon Schuhlin, Meta, Ulrike), die Schauspiele: „1913“ und „Tabula rasa“ zerreißen den Gegner, der ihm die seelische Letargie, die politische Gemeinheit, den kulturellen Niedergang zu bewirken und zu tragen scheint, den Spießbürger dieser Zeit, und setzen sich indirekt, wie jede Satire, für die Erfassung menschlicher Tiefe ein.

Als Erzähler von großer Sachlichkeit und Wucht, gehört er als Dramatiker neben Gerhard Hauptmann, Hoffmannsthal, Wedekind, Knut Hamsun, Bernard Shaw, Paul Claudel, Georg Kaiser und Fritz von Unruh

zu den stärksten Bühnendichtern des Jahrzehntes und der Gegenwart.

Sein letztes Buch: „Berlin oder Juste Milieu“ bedeutet die kritische Zergliederung der Schicht, die Deutschlands Kultur Niedergang auf dem Gewissen und Zivilisationsaufschwung in der Tasche trägt. Das Grönderdeutschland und seine Folgen, die Brutalität des äußeren Emporkömmlings, der allein dazu beitrug, das Bild auch des geistigen Deutschen vor dem Auslande zu diskreditieren und so teil hat am Ausbruch des Krieges.

Scharf und hart, wie sein Stil, der leider oft an manierierten Satzkonstruktionen leidet, zieht er das Fazit dieser Menschengattung, deren Streben stets nach kasuistischen Regeln abfließt und wirkt, Geistesförmalismus, seelischer Marxismus und unmenschlichste Gehirnorganisation wurde.

Wenn doch jeder dieses Buch lesen würde! Erkenntnis fehlt uns und Menschlichkeit.
Heinrich Illisch.

Bildende Kunst

Berliner Kunstausstellungen. Ich las einmal: „Zeiten der Kunst sind Zeiten, in denen der Mensch des Gottes wegen da ist, nicht der Gott des Menschen wegen; in denen er sich stark und würdig weiß durch Einreihung in die ehernen lebendige Bindung von Himmel und Erde, Toten und Lebendigen, Gott und Mensch. ... Also, sagte ich mir gleich, haben wir jetzt keine Kunst-epoche, trotzdem, oder gerade weil gewisse Außerlichkeiten der herrschenden Kunstströmungen nicht nur populär, sondern geradezu vulgär geworden sind. Durch diese Außerlichkeiten wird auch das Vernünftige und Gute, das in jeder Richtung liegt, abgeschliffen und zu Tode geheht, bis kein Gassenjunge mehr den Kopf darnach umdrehen würde. In unserer schrecklichen Gegenwart läuft alles zu schnell herum, dringt nicht organisch durch, sondern schießt nach vorn, wird als Sensation begrüßt, beschrien, gehätschelt, von jedermann zum Fußballspiel benutzt und dadurch rettungslos trivialisiert. So wie eine Münze, die durch die Benützung tausender gleich abgegriffen wird, bevor man sich ihres Wertes recht bewußt wurde.

So ergoht es jetzt dem Expressionismus. Er ist keine Kunstströmung mehr, die im

Kampf steht, die um Anerkennung zu ringen hätte. Bewahre, im Gegenteil, sie hat sich in einer Art durchgesetzt, daß dem gewöhnlichen Sterblichen angst und bang wird, die Weisen aber, in diesem Fall, die großen Kunstkritiker erheben ihre Stimme und verurteilen der lauschenden Masse, stuhig gemacht durch die Menge seiner Alterserscheinungen den ehebaldigsten Tod des Expressionismus. Sie sagen: Zeichen der Altersschwäche, mit Todes Spuren im Antlitz, wer würde sie übersehen können? Es wirkt sonderbar, daß man jetzt in kein Kino, kein Theater gehen kann, ohne auf Prospekte, die an exzentrische Gemälde jüngster Zeit erinnern, zu stoßen. Häuser neigen sich bedrohlich zur Seite. Zickzacklinien jagen hin und her. Transparente Flächen überschneiden sich. Von den Litsafssäulen, von hohen Portalen winken Plakate, aus den Schaufenstern grüßen Buchumschläge, die den gleichen taumelnden Gang einschlagen. Auf Rummelplätzen und in Bars flammt es. In kunstgewerblichen Auslagen zuckt es. Von Ladenschildern, aus Zeitschriften und Drucksachen wackelt es. In einem Warenhause fand kürzlich eine Ausstellung futuristischer Handarbeiten statt. Dem Menschen von Geschmack

schauderts. Die neue Kunst, gestern noch verlacht und verpönt ist heute in graufiger Weise volkstümlich. Wer würde es dem Maler Picasso verdenken, wenn ihm schauderte vor den Geistern, die er beschworen, wenn er feststellend, daß eine Kunststrichtung, deren Führer und Vorkämpfer er einst war, sich in geradezu fürchterlichem Maße durchgesetzt hat, mit dem ganzen Saumel nichts mehr zu tun zu haben wünscht?

Wollen wir hoffen, daß dieser geweis-sagte Rückschlag sich nur gegen die offen zutage liegenden Bedenkllichkeiten der neuen Kunst wenden möge. Der Gedanke, daß man den Boden der früheren einseitigen Natur-nachbildung verlassen müsse, schlug in fieberhafter Uberspanntheit in eine hemmungslose Ablehnung aller jener Züge um, die überhaupt noch eine Beziehung zur Wirklichkeit unterhielten und man über sah dabei die Gefahr, daß sich leicht auch mindere Geister, ja selbst die bare Unfähigkeit der leichten Methode einer nicht mehr von der Natur kontrollierten Anschauung bemächtigen könne. Neue unerhörte Systeme, die aus innerer Not entstanden, wurden wie immer von der nachplappernden Horde übernommen und in bisher unerhörtem Maße ausgebeutet. Denn bisher stellte schon das rein handwerkliche Können auch ohne den göttlichen Funken einen gewissen bescheidenen Wert dar. Wer könnte aber heute beispielsweise die Verse eines Pennälers und eines Genies auseinanderhalten?

Wert und Wesen der neuen Kunst ist durch diese Entstellungen weder getroffen, noch gemeint. Die methaphysische Sehnsucht einer ganzen Kultur ist eben auch auf diesem Gebiete als etwas wahrhaft Neues aufgetreten und ist derart eng verwurzelt mit den geistigen Bedürfnissen der Zeit, daß wir hierin eher an einem Anfang stehen, wie vor einem Ende. Der äußere Behang wird unmodern, die seelischen Werte werden lange nachwirken.

Demnach ringt sich jetzt vielleicht die Erkenntnis durch, daß Kunst nicht bloßer Ausdruck, sondern auch hauptsächlich Vermittlung des Ausdrucks innerer Vorgänge ist. Das Ziel mag in geheimnisvolle Weiten fliegen, aber der Boden, auf dem wir stehen und von welchem aus wir uns verständigen müssen, darf nicht verloren werden.

Was also für die Berliner Akademie der Künste eine Verjüngungskur war, wäre nach dieser Theorie für die Jungen so etwas Ähnliches, wie ein Jubiläum eines im Dienst Ergrauten, wie eine endliche Genugtuung gewesen, als sich ihnen diese so lange und so bange verschlossenen Pforten öffneten: „Also doch!“

Ernst Liebermann ist der neue Präsident der Akademie und wenn er auch ein Greis von 73 Jahren ist, so sollte diese seine erste Tat dennoch etwas frischeren schärferen Luft-hauch in diese meinetwegen parfümierten, aber lange nicht gut genug gelüfteten Räume hineinbringen. Er sagte in der ernstesten und gehaltvollen Rede, mit welcher er die Ausstellung eröffnete: „Je mehr die Akademie in der Kunstbildung die Kunstförderung erblickt, desto eifriger muß sie bestrebt sein, nicht nur feststehender, überlieferter Gesehskanon zu sein, sondern das lebendige Geseh, das sich entwickelt und erneut nach den Vorschriften, die aus den Meisterwerken der Vergangenheit geschöpft, sich ergänzen aus den Werken der zeitgenössischen Kunst. Die Akademie soll der Regulator in der Kunst sein: die Tradition in der Kunst erhaltend, aber nicht in der Tradition erstarrend, sie darf keine Festung werden, in der die Angekommenen und die Auerkannten sich gegen die Jungen verschanzten, deren Äußerungen jenseits von schön und häßlich, etwas bieten, was keine andere Kunst zu geben vermag, etwas nämlich von dem Wesen der Sage, die wir durchleben und die uns deshalb mehr angehen als alle anderen Tage.“

Dieser Standpunkt mag ihn einen schweren Kampf gekostet haben, vielleicht ist er ein innerer Widerspruch, vielleicht ist er sogar nur eine durch das Zeitmaß bedingte Kniebeuge, bevor es zu spät ist; trotzdem muß dem alten Mann eine Menge Hochachtung gezollt werden, daß er mit dem Verantwortungsgefühl strengster Sachlichkeit die Wortführer junger und jüngster Anschauungen sprechen ließ. Sorgsam wählend, sichtigend, prüfend, immer nur auf Qualität und Güte der künstlerischen Darstellungen bedacht. Freilich beging er dabei den für ihn durchaus erklärlichen Fehler, daß er mit der Sichtung gegen rechts nicht annähernd so streng vorging. Daß man es immer noch nicht so weit gebracht hat Bilder wohllehrwürdiger Professoren zurückzuweisen! Selbst wenn ihre faden süßlichen Leistungen ganze Wände tot und uninteressant machen.

Da also ein gewisser Hochstand der Qualität bedingt war, so konnte man es auch wagen, Bilder aller nur möglichen Bekennnisse nebeneinander zu hängen, in jedem Fall natürlich sorgfältig zu einander abgestimmt. Es wirkten die Wände wie die Zusammenstellung im Salon eines sehr feinsinnigen Sammlers.

Und nun müßte ich eigentlich auf die einzelnen Gemälde und Plastiken eingehen und finde das gar nicht so leicht. Die Tonart der Verständigung von drüben zu uns her ist so furchtbar schwer. Soll ich bekannte Namen aufzählen, so knüpfen sich vielleicht falsche, längst verarbeitete Begriffe daran, und wenn ich neue Namen nenne (die im Aufstieg begriffen, meist auch die weitaus besseren Bilder haben), so verbinden sich für Fernstehende gar keine Begriffe damit und das ist vielleicht noch schlimmer. Immerhin kann ich sagen, daß der allgemeine Wert der hier ausgestellten Arbeiten ein solch hoher ist, daß wohl die wenigsten heimischen Werke in verschwindender Auswahl der Jury der Akademie standhalten würden und darum die Beurteilung von einer viel höheren Warte geschieht, wie wenn — nun etwa wie bei der großen jurysfreien Kunstschau in den dreißig Sälen des Mozabiter Glaspalastes, die ich zwei Tage nachher besuchte, wo ich allerdings mit großstädtisch kaltherziger Beurteilung durch manche Säle im Sturmschritt lief und höchstens ein „Mistiges Zeug“ zwischen den Zähnen verkniff.

Also da gibt es einige Liebermann-Porträts in bedachtamem Altersstil und einige wirklich sonnige Gartenstücke. Da waren ältere gute Arbeiten von Corinth. Drei kolossale und gut gemalte Clevogt-Bildnisse, dann ein verfehltes der russischen Tänzerin Anna Pawlowna. (Warum müssen anerkannte Meister so oft und gern andere Kunstgrößen auf die Leinwand zerren, sie bedenken dabei nicht, daß je ausgeprägter zwei Persönlichkeiten sind, sie um so schwerer in wirklich harmonischen Einklang zu bringen sind und ein Bildnis sollte doch eigentlich ein rhythmisches Kind beider Wesensarten sein.) Dann einige wirklich erfreuliche Seestücke und auch ein sehr sympathisches Selbstporträt von Ulrich Hübner. Hingegen Arthur Kampf fader und konventioneller denn je, wenn auch in der Wahl seiner Modelle recht geschickt. Pechstein und Kokoschka

sand ich relativ schwach vertreten. Dann die reichlich interessanten Schöpfungen Kuhlhoffs, Krauskopfs (wenn auch manchmal nur Frauen), Schmidt Rottluffs. Ein ganz besonderes Pietabild eines ganz unbekanntens Namens Ewald Mataree... Schließlich hatten noch die Bilder von Orlik, Klaus Richter, Magnus Zeller und Wentzcher besonderes Interesse für mich, weil ich mit den Malern persönlich bekannt geworden war. Ebenso die Plastiken der Tina Heim (eine der begabtesten Bildhauerinnen Deutschlands) und des Russen Jakimow.

Die Plastiken ebenfalls alle auf der Höhe. Nur im Flügel der äußersten Linken eine bildnerische Porträtphantasie, deren Aufstellung man sich ruhig hätte ersparen können und die wie ein Wahnsinnschrei vom anderen Ufer wirkt, sie nennt sich: Charaktersumme des Architekten Voelzig. Eine lachende und eine ernste Gesichtsmaske in rotem Holz um einen hohlen Kern gelegt, aus dem sich faktengleich die Baumeisterideen emporranken. Weder als Raumgebilde noch als Idee von notwendigem bildnerischem Schwung.

So kann diese Ausstellung als der verheißungsvolle Beginn einer neuen Ara aufgefaßt und geschätzt werden.

* * *

Berliner freie Sezession. Allmonatliche Ausstellung. Man trifft hier wieder viele bekannte Namen und dann solche, die erst Lokalgrößen sind. Es ist doch verwunderlich, welche ein Gemisch von Stilarten und Techniken und Auffassungskompromissen eine zeitgemäße Ausstellung eigentlich ist. Man sieht Bilder im Geschmack aller Zeiten. Besonders beliebt ist natürlich die gewisse gotische Steifheit wieder nachzuahmen. Es ist manchmal, wie wenn sich die Maler den Kopf zerbrechen würden, welche Stilarten noch keine Verbindung miteinander eingegangen sind. Man müßte ein wanderndes Lexikon sein, um jedem Bild seine zwei, drei wahrhaften Väter nachweisen zu können. Wenig eigenes demnach. Leider.

Mit seinen hier ausgestellten Stücken hat Lovis Corinth sicher den Tiefstand seines Könnens erreicht. Für wen die jüngste Moderne sich von solch zäher Unverdaulichkeit erweist, sollte die Schlingversuche klugerweise bleiben lassen. Ob wohl seine vier bis fünf Blumen und Obststücke, oder sein Porträt

der Henry Porten scheußlicher war? Lesser Ury ist mir in sehr sympathischer Erinnerung. Und ganz besonders einige Expressionisten. Es gibt so viele Themen, denen der Expressionismus wie keine andere Richtung gewachsen ist. Ich denke an die Bilder: Streif, der Abenteuerer, Aufruhr, der Rummelplatz von Friedrich Ritter und als ganz besonderen Eindruck an das große Gemälde von Willy Jaekel, von dem ich die längste Zeit mich nicht trennen konnte. Es ist in den Wolken, gleichsam als Kern von zwei Welten in hellleuchtendem Kreis die Gestalt eines Weibes mit tiefen leuchtenden Augen und Lichtern um das Haupt und den Schoß, als dem Ursprung alles Seins, doch unfrei gebunden in den Gliedern, passiv, daneben weit mächtiger die Gestalt eines Mannes mit gebogenem Rücken, weit ausholenden Schenkeln und gesenktem Nacken, es geht ein Schein und eine eigene Wärme von ihm zu ihr und von ihr zu ihm. Sie ist ganz in roten Lichtern gehalten, er ganz in blauen Tönen. Es ist ein seltsames Bild. Ich weiß nicht, warum es ergreift. Das Wesentliche in der Kunst ist immer unerklärlich. Das Bild heißt „kosmische Liebe“. Ich weiß nicht warum mich 3. B. hier die grünen Lichter eines Sees, das gelbe Wangenblau eines Weibes ergreifen, ja fesseln, während dieselben Farben aus derselben Tube mich drüben vollständig kalt lassen.

* * *

Die jurysfreie Kunstschau im Landesausstellungsgebäude am Lehrter Bahnhof. Fürwahr eine anstrengende Ausstellung. Dreißig ungeheizte Säle erwarten den Beschauer und dräun mit den Erzeugnissen aller, die immer sich zu der Muse bekennen, also auch mit Ritschbergen.

Ich erwartete mir die hemmungslosesten Wüsthheiten, die sich noch jemals auf der Leinwand, die hier die Welt bedeutet, ausgetobt hat, so etwa wie in der Dresdner Galerie Arnold, wo sich einige nicht entblödeten, da ein Barikadenkampf darzustellen war, wirkliche Hausgerätsrümmen, Stoffreste, Bedrucktes, Hausfegen, Küchenbleche usw. auf die Leinwand zu kleben, die es für richtig und sinnig fanden einem Mann die Nase aus Seife, das Haar aus Brotrinde usw. zu geben. — — — Nichts von alledem, derartiges überhaupt nicht und die ganz Abstrakten, die völlig unbedenklich Schwei-

fenden, auch nur zu einem winzigen Bruchteil vertreten. Der allgemeine Eindruck ist der einer unaufhaltbaren Ausbreitung und zugleich Konsolidierung der modernen Anschauung.

Jurysfrei, also alles und dennoch nicht wahllos, der Vorstand übte die indirekte Jury des Anordnens und Hängens. Gottlob. Dann richtete er ein Zimmer zum Gedächtnis Verstorbener ein und gab den Auftrag die riesigen Mauerflächen des Ehrensaals und der Skulpturenhalle mit modernen Monumentalgemälden zu bedecken. Einzelne Künstler wurden damit beauftragt. Freilich ist gerade dies der unglücklichste Teil der Ausstellung. Denn die Lösung für Monumentalfragen sind von der neuen Kunst ganz und gar noch nicht gefunden. Mit der einfachen Vergrößerung klein empfundener und gedachter Bildstücke ist es absolut nicht getan. Das gemeinste Stilgefühl scheint vergessen. Die Gestalten wirken wie aus Pappe und verbreiten Ode und Leere in die Runde. Ein einziges Großgemälde, das eine geheimnisvolle dunkle Massenversammlung darstellt, hat in sich Spannung und eine merkwürdige Anziehungskraft.

Und jetzt steht es einem frei, in das Meer unbekannter Namen unterzutauchen, jetzt kann man Beziehungen suchen zu all den Talenten und Temperamenten, die sich da ausgetobt haben. Arme Kritiker, für die solche Gänge voll Verantwortung sind. Denn solch eine Ausstellung muß doch den Zweck haben, daß bisher unbekannte Namen mit einmal in den Lichtkegel der Beachtung von seiten der großen Öffentlichkeit gerückt werden. Wehe, wenn einer übersehen wird, der später dennoch eine Größe wird.

Dann endlich hat man sich auch durch die Flut des Ritschigen, Süßlichen, Diletantenhaften und fast Rührenden hindurchgewunden und steht aufatmend am Ausgang. So viele Anklänge an — nun an die bekannten Größen — was soll man dazu sagen; kann man es richtigerweise eine Art Werkstättenüberlieferung nennen? Kann man mit Recht sagen: Schule Pechstein etwa? Oder glaubt man, daß wenn man Namen dafür erfährt und sie weiter gibt man den etwas unangenehmen Geschmack, der auf den Lippen schwebt, eher los werden kann?

* * *

Die neue Kunst: die Einsicht, daß der Weg von der umgebenden Wirklichkeit zum subjektiv vertieften Schauen in jedem einzelnen Kunstwerk neu und selbständig beschritten werden muß.

Um verbrauchte Formen zu zerbrechen, mußte nicht nur Altes entschlossen gestürzt, sondern von überall neues Wissen eingeholt,

neue Fernen ausgemessen werden. Nun kann im neuen Zusammenraffen eine neue Zucht geschaffen werden. Äußeres Machwerk wird mit nächstem Modeumschwung abfallen und wir müssen weiter bestrebt sein, die Ausdrücke unseres Lebens und Weltgefühls möglichst unbeschwert und rein herauszuarbeiten.

Selene Burmaz.

Zeitungen und Zeitschriften

Die „Pressekorrespondenz des Deutschen Ausland-Institutes Stuttgart“ besitzt auch für die Deutschen Groß-Rumäniens hervorragendes Interesse; sie erscheint im II. Jahrgang und bringt in knapper Form Nachrichten über das Deutschtum in aller Welt. In einer Beziehung hat ja der politische Zusammenbruch Deutschlands und die Schaffung neuer deutscher „Auslands-Siedelungen“ durch die gewaltsame Abtrennung Danzigs, Elsaß-Lothringens usw. vom Mutterlande für das bisherige Auslandsdeutschtum doch auch segensreiche Folgen gehabt: Das werktätige Interesse für die Deutschen des Auslandes hat viel weitere

Kreise ergriffen, als das vor dem Kriege der Fall war. Überall entstehen Institute, Vereine, Zeitschriften, die die Fragen des Auslandsdeutschtums, der Auslandkunde, der Auswanderung, zum Mittelpunkt ihrer Betätigung machen. Die hervorragendste Einrichtung dieser Art ist das Deutsche Ausland-Institut in Stuttgart. In dessen Pressekorrespondenz sind schon eine Reihe orientierender Mitteilungen über das Deutschtum in Groß-Rumänien erschienen. Wir empfehlen allen heimischen Zeitungen, den unentgeltlichen Bezug der Pressekorrespondenz vom Ausland-Institut anzubahnen.

Mitteilungen der Schriftleitung

Vorläufige Anzeige des **2. deutschen Ferienhochschulkurses in Hermannstadt** vom **10. bis 25. August 1921.**

Der große Erfolg des ersten deutschen Ferienhochschulkurses und vielfache Anforderungen aus allen Teilen des Landes veranlassen den Ausschuß für deutsche Ferienhochschulkurse einen zweiten Ferienhochschulkurs zu veranstalten.

Univeritätsprofessoren, Gelehrte ersten Ranges, werden wieder wissenschaftliche Vorlesungskurse für ein größeres, gebildetes Publikum abhalten. Für den nächsten Hochschulkurs sind Dozenten für folgende Fächer in Aussicht genommen:

Pädagogik (mit besonderer Berücksichtigung auch des Volksschulwesens), **Kunstgeschichte**, **Volkswirtschaftslehre**, **Deutsche Literatur und Sprache**, **Naturwissenschaften**, **Technische Wissenschaften** (landwirtschaftliches Maschinenwesen; Flugzeugwesen) und einige andere noch zu bestimmende Fächer.

Außerdem wird eine Reihe von Vorlesungen aus dem wissenschaftlichen und kulturellen Leben der Deutschen in Groß-Rumänien abgehalten werden. Es wird also Gelegenheit geboten sein, sich über die Verhältnisse und das geistige Leben der Banater Schwaben, der Bukowiner und Bessarabischen Deutschen, der Siebenbürger Sachsen usw. gleicherweise zu orientieren.

Künstlerische, literarische, turnerische und gesellschaftliche Veranstaltungen, Führungen durch wissenschaftliche Institute und Sammlungen, Ausflüge u. dgl. werden wie im Vorjahre den Rahmen des Kurses vervollständigen.

Ostlandjahrbuch

1921

Preis Lei 16.—



Tagespost: . . . Die Erzählungen sind talentvolle kleine Sachen . . . Die Auswahl der Gedichte enthält ausnahmslos Schönes . . .

Schwäbische Volkspresse: . . . Alles in Allem also ein Werkchen, daran jeder genußfähige Mensch seine Freude haben kann. ::

Künstlerkalender

1921

Preis Lei 20.—



Schwäbische Volkspresse: . . . Wer diesen Kalender um den billigen Preis . . . erwirbt, hat ein Jahr lang liebe Freunde im Haus: :: :: sächsische Künstler . . . :: ::

Adeverul literar și artistic: . . . Herr Krafft publiziert einen Künstlerkalender für 1921 mit wunderbaren Reproduktionen . . . , der jeden :: :: Inselalmanach übertrifft. :: ::

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom

Verlag W. Krafft, Hermannstadt